

DER STERN
Januar 1982 · 108. Jahrgang · Nummer 1

DER STERN

Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Januar 1982
108. Jahrgang
Nummer 1

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Printed in the Federal Republic of Germany

PBMA 0416 GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

„WENN IHR BEREIT SEID, WERDET IHR EUCH NICHT FÜRCHTEN“

Präsident Marion G. Romney



Ich bin der Meinung, daß wir Heiligen der Letzten Tage dank der Erkenntnis, die uns durch die Offenbarungen zuteil wird, für die Wirrnisse unserer Zeit besser gerüstet sind als irgend jemand anders. Wir wissen mehr über die bevorstehenden Schwierigkeiten, und wir haben den Schlüssel, sie zu lösen.

Die meisten Menschen neigen wohl dazu, das Weltgeschehen und ihre eigenen Erfahrungen im Lichte ganz bestimmter und fest in ihrem Denken verwurzelter Maßstäbe zu betrachten. Die Tatsache, daß der Allmächtige in diesen letzten mühseligen Prüfungstagen über sein Volk wacht, hat sich meinem Denken jedenfalls schon sehr früh eingeprägt.

In meiner Kindheit lebte ich in Mexiko, das damals von einer verheerenden Revolution zerrissen war. Als die kämpfenden Parteien einander hin und her trieben, war ich oft ausgesprochen beunruhigt. Ich weiß noch gut, wie es hieß, daß die Aufständischen von Ciudad Juarez im

Norden in Richtung Chihuahua City marschierten und daß die Bundestruppen von Torreon im Süden her auf dieselbe Stadt zuhielten. Meine Sorge wandelte sich zu Schrecken, ja zu Entsetzen, als sie bei Casas Grandes in nur 16 km Entfernung aufeinanderstießen und das Feuergefecht begann. Einige unserer abenteuerlustigeren jungen Männer erklommen den Berg Montezuma, von wo aus sie die Kämpfe mit Feldstechern beobachten konnten.

„Denn die Zeit kommt bald, da der Grimm Gottes in seiner Fülle sich über alle Menschenkinder ergießen wird; denn er wird nicht zulassen, daß die Schlechten die Rechtschaffenen vernichten.“

Während dieser aufregenden und unvergesslichen Erlebnisse meiner Kindheit konnte ich nur schwer verstehen, wie man Frieden im Herzen haben kann, wenn im Land der Krieg wütet. Doch schon damals wurde meine Furcht etwas gemildert, wenn ich sah und hörte, wie meine gute Mutter ihre Kleinen in den Schlaf sang. Die Lieder, die sie sang, spendeten mir Trost. Einige davon klingen mir noch immer im Ohr, obwohl inzwischen zwei Drittel eines Jahrhunderts verstrichen sind – zum Beispiel diese Zeilen aus „Herr und Gott der Himmelsheere“:

„Wenn die Erde zitternd bebet,
laß uns furchtlos aufrecht stehn;
wenn dein Zorn Zerstörung sendet,
schirme uns auf Zions Höh'n.“

Oder folgende Zeilen von Parley P. Pratt:

„Komm, o du Heiland hehr,
du langersehnter Held,
des Gnad' und große Huld
befreit die ganze Welt.

Komm, brich der Sünd' Gewalt,
mach rein die Erd' durch Feuer . . .“

Und von W. W. Phelps:

„Wir stützen uns fest auf des
Herrn Offenbarung,
sie führet uns sicher durch Trübsal
und Not,
in Stürmen und Leiden ist sie
uns Bewahrung,
sie sieget am End über Hölle und Tod.“

Während die Jahre vergingen und ich ein wenig mit den heiligen Schriften vertraut wurde, lernte ich eins: Die Führer der Kirche, die diese großartigen Zeilen voll Hoffnung und Mut verfaßt hatten, wußten aus den Offenbarungen, daß der Herr während des von ihm vorhergesehenen und -gesagten Unheils über seine Heiligen wachen würde. Nephi hat zum Beispiel über unsere Zeit gesagt:

„Denn die Zeit kommt bald, da der Grimm Gottes in seiner Fülle sich über alle Menschenkinder ergießen wird; denn er wird nicht zulassen, daß die Schlechten die Rechtschaffenen vernichten.

Darum wird er die Rechtschaffenen durch seine Macht bewahren, selbst wenn es so sein muß, daß die Fülle seines Grimms komme, um die Rechtschaffenen zu bewahren, ja, indem ihre Feinde durch Feuer

vernichtet werden. Darum brauchen die Rechtschaffenen sich nicht zu fürchten; denn so spricht der Prophet: Sie werden errettet werden, selbst wenn es durch Feuer sein muß." (1. Nephi 22:16,17.)
Als der Herr durch Offenbarung das Geleitwort zum Buch ‚Lehre und Bündnisse' gab, sagte er, er sei willens, „allem Fleische kundzutun", was er offenbart habe.
„Denn ich mache keinen Unterschied zwischen den Menschen und will, daß alle es wissen: der Tag kommt schnell; noch ist die Stunde nicht, aber sie ist nahe, da der Frieden von der Erde genommen werden und der Teufel Gewalt über sein eigenes Herrschaftsgebiet haben wird.
Und auch der Herr wird Gewalt über seine Heiligen haben und in ihrer Mitte regieren, und er wird zum Gericht herniederfahren auf Idumäa, nämlich die Welt." (LuB 1:35,36.)
Jesus selbst gab einen Ausblick auf unsere Zeit und die Tage danach, als er auf dem Ölberg vor seinen Jüngern stand. Dort fragten sie ihn nach der Zerstörung Jerusalems und den Zeichen seines Zweiten Kommens, und er sagte ihnen: „Dieses Volk [die Generation, der er angehörte] wird zerschlagen und unter alle Nationen zerstreut werden . . .
aber sie werden wieder gesammelt werden; doch sollen sie verbleiben, bis die Zeit der Andern sich erfüllt hat.
Und an dem Tag wird man von Kriegen und Kriegsgerücht hören, und die ganze Erde wird in Aufruhr sein, und den Menschen wird das Herz aussetzen . . .
Und die Menschenliebe wird erkalten, und das Übeltun wird überhandnehmen.
Und wenn die Zeit der Andern gekommen ist, wird unter denen, die in Finsternis sitzen, ein Licht hervorbrechen, und das wird die Fülle meines Evangeliums sein.
Aber sie nehmen es nicht an; denn sie bemerken das Licht nicht, und wegen der Weisungen von Menschen wenden sie das Herz von mir ab.
Und in der Generation wird sich die Zeit der Andern erfüllen.

Ich weiß, daß wir keinen Krieg hätten, wenn wir nach dem Evangelium lebten. Ich erwarte allerdings nicht, daß genügend Menschen umkehren, so daß die Welt vor ernsten Schwierigkeiten bewahrt bliebe.

Und es werden in der Generation Menschen leben, die nicht vergehen werden, bis sie eine überflutende Geißel sehen; denn eine verheerende Krankheit wird die Erde überziehen.
Aber meine Jünger werden an heiligen Stätten stehen, und sie werden fest bleiben; aber unter den Schlechten werden die Menschen die Stimme erheben, Gott fluchen und sterben.
Und an etlichen Orten wird es auch Erdbeben geben und viele Verwüstungen; und doch werden die Menschen ihr Herz gegen mich verhärten, und sie werden das Schwert ergreifen, einer gegen den anderen, und sie werden einander umbringen." (LuB 45:19,25-33.)
Ich bin überzeugt: Wenn wir Frieden im Herzen haben wollen, müssen wir lernen, uns diesen Frieden trotz Beunruhigung

Christus – Gemälde von Heinrich Hofman

„Die Tatsache, daß der Allmächtige in diesen letzten, mühseligen Prüfungstagen über sein Volk wacht, hat sich meinem Denken schon sehr früh eingeprägt. Im Gleichnis von den zehn Jungfrauen sagt der Herr in bezug auf die Letzten Tage: ‚Denn diejenigen, die weise sind und die Wahrheit empfangen haben und die sich den Heiligen Geist als Führer genommen haben und sich nicht haben täuschen lassen, . . . werden nicht umgehauen werden.' (LuB 45:57.) Wir sind, glaube ich, noch nicht in Sicherheit, wenn wir bloß sagen, wir haben vor, das Rechte zu tun. Sicher ist meines Erachtens nur, wer sich den Heiligen Geist als Führer genommen hat und sich nicht täuschen läßt. Den Heiligen Geist bei sich zu haben, wie der Herr hier sagt und wie ich es meinen eigenen Worten zufolge verstehe, heißt: durch Offenbarung vom Himmel geführt werden. Ich weiß, daß wir solche Führung haben können."

und Prüfung im Herzen zu bewahren. Ich weiß, daß wir keinen Krieg hätten, wenn wir nach dem Evangelium lebten – wir hätten Frieden! Ich erwarte allerdings nicht, daß genügend Menschen umkehren, so daß die Welt vor ernsten Schwierigkeiten bewahrt bliebe.

Kommen wir aber auf die Worte des Erretters zurück. Als er seinen Jüngern gegenüber die oben zitierte Aussage gemacht hatte, sah er, daß sie beunruhigt waren, und er sagte zu ihnen:

„Beunruhigt euch nicht; denn wenn dies alles geschehen wird, könnt ihr wissen, daß die Verheißungen, die euch gemacht worden sind, in Erfüllung gehen werden ...

Und es wird sich begeben: Wer mich fürchtet, hält Ausschau nach dem kommenden großen Tag des Herrn, nämlich nach den Zeichen, die anzeigen sollen, daß des Menschen Sohn kommt.

Und sie werden Zeichen und Wunder sehen, denn diese werden im Himmel oben und auf der Erde unten gezeigt werden.

Und sie werden Blut und Feuer und Rauchdampf sehen.

Und ehe der Tag des Herrn kommt, wird die Sonne sich verfinstern, und der Mond wird sich in Blut verwandeln, und die Sterne werden vom Himmel fallen.

Und der Überrest wird an diesem Ort (Jerusalem) gesammelt werden;

und dann werden sie nach mir ausschauen, und siehe, ich werde kommen; und sie werden mich sehen in den Wolken des Himmels, angetan mit Macht und großer Herrlichkeit, mit allen heiligen Engeln; und wer mich nicht erwartet, wird ausgetilgt werden."

Und hier ist der eigentliche Kern der Aussage:

„Und an dem Tag, da ich in meiner Herrlichkeit kommen werde, wird das Gleichnis, das ich von den zehn Jungfrauen erzählt habe, in Erfüllung gehen.

Denn diejenigen, die weise sind und die Wahrheit empfangen haben und die sich den Heiligen Geist als Führer genommen haben und sich nicht haben täuschen lassen ..., werden nicht umgehauen und ins Feuer geworfen werden, sondern den Tag aushalten." (LuB 45:35,39-44,56,57.)

„Diejenigen, die weise sind und die Wahrheit empfangen haben und die sich den Heiligen Geist als Führer genommen haben und sich nicht haben täuschen lassen."

Wir sind, glaube ich, noch nicht in Sicherheit, wenn wir bloß sagen, wir haben vor, das Rechte zu tun. Sicher ist meines Erachtens nur, wer sich den Heiligen Geist als Führer genommen hat und sich nicht täuschen läßt. So jemand wird nicht umgehauen und ins Feuer geworfen werden, sondern den Tag aushalten.

Wenn wir den Heiligen Geist empfangen und seiner Führung folgen, werden wir zu denen gehören, die durch diese unruhigen Zeiten hindurchgetragen und beschützt werden.

„Die Erde wird ihnen als Erbteil übergeben werden." Unsere Feinde werden die Erde nicht ererben.

„Die Erde wird ihnen – die sich den Heiligen Geist als Führer genommen

haben – als Erbteil übergeben werden; und sie werden sich mehren und stark werden, und ihre Kinder werden ohne Sünde aufwachsen zu ihrer Errettung.
Denn der Herr wird mitten unter ihnen sein, und er wird ihr König und Gesetzgeber sein." (LuB 45:58,59.)

Der Erretter hat vom Heiligen Geist gesprochen, den wir uns als Führer nehmen sollen. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. Den Heiligen Geist bei sich haben, wie er hier sagt und wie ich es meinen eigenen Worten zufolge verstehe, heißt: durch Offenbarung vom Himmel geführt werden. Ich weiß, daß wir solche Führung haben können.

Als der Prophet Joseph Smith 1839 mit Elias Higbee nach Washington kam, führte er Gespräche mit vielen Staatsmännern und ebenso vielen Politikern. Er hatte auch mehrere Gespräche mit dem Präsidenten der USA. Einmal fragte ihn Präsident Van Buren, „worin wir uns von den gängigen Religionen unterschieden. Bruder Joseph Smith sagte, wir unterschieden uns durch die Art der Taufe und durch die Gabe des Heiligen Geistes durch Händeauflegen. Wir waren der Meinung, daß alle anderen Überlegungen in der Gabe des Heiligen Geistes enthalten seien." (HC, 4:42.)

Wir haben in der Tat den Heiligen Geist. Jedem von uns, der Mitglied der Kirche ist, sind die Hände aufgelegt worden, und es wurde ihm die Gabe des Heiligen Geistes gegeben, soweit dies durch eine heilige Handlung geschehen kann. Wie ich aber noch von meiner eigenen Konfirmierung weiß, wurde dem Heiligen Geist nicht geboten, zu mir zu kommen; vielmehr wurde mir geboten: „Empfange den Heiligen Geist." Wenn ich den Heiligen Geist empfange und seiner Führung folge, werde ich zu denen gehören, die durch diese unruhigen Zeiten hindurchgetragen und beschützt werden. Dasselbe gilt für Sie und für jeden, der gemäß seiner Weisung lebt. Wenn ihr bereit seid, braucht ihr euch nicht zu fürchten. □

Für die Heimlehrer

1. Erzählen Sie ein persönliches Erlebnis, das zeigt, wie man durch dieses Bereitsein und durch Gottvertrauen gesegnet wird. Fragen Sie die Familie, was sie über Bereitsein und Gottvertrauen denkt.

2. Besprechen Sie Präsident Romneys Aussage, daß jemand, „der den Heiligen Geist empfängt und seiner Führung folgt, zu denen gehört, die durch diese unruhigen Zeiten hindurchgetragen und beschützt werden".

3. Besprechen Sie, wie sich die Familie geistig und seelisch auf Schwierigkeiten vorbereiten kann, die einem im Leben begegnen können.

4. Möchten Sie mit der Familie Zitate oder Schriftstellen aus diesem Artikel oder eine zusätzliche Schriftstelle lesen?

5. Wäre dieses Gespräch ergiebiger, wenn Sie mit dem Familienoberhaupt eine Vorbesprechung hielten? Möchte der Bischof oder der Kollegiumsführer, daß dem Familienoberhaupt eine Botschaft über Glauben und Bereitsein gebracht wird?



Jeffrey R. Holland

Für unruhige Zeiten

Nach einer Ansprache an der Brigham-Young-Universität

Ich möchte ein Problem anschneiden, das allgemein verbreitet ist und überall und jederzeit auftreten kann. Ich halte es für eine Form des Bösen. Zumindest weiß ich, daß es uns schaden, unser Wachstum hemmen, unseren Geist beeinträchtigen, unsere Hoffnung trüben und daß es noch Schlimmerem die Tür öffnen kann. Ich möchte deshalb darüber reden, weil ich von nichts anderem wüßte, was der Satan so tückisch und schlau einsetzt. Ich spreche von Zweifel – besonders Zweifel an



sich selbst – oder von Mutlosigkeit und Verzweiflung.
Ich möchte keinesfalls behaupten, es gäbe in der Welt nicht genug, was einen beunruhigen kann. Im Leben eines jeden und aller gemeinsam gibt es gewiß vieles, wodurch unser Glücklichsein bedroht wird. Es können davon einige wenige, ein ganzes Land oder die ganze Welt betroffen sein. Ich bin aber nicht so sehr besorgt wegen der Schwierigkeiten und Probleme, von denen wir in der Zeitung lesen oder im Radio hören, sondern ich möchte mich auf persönlichere Angelegenheiten konzentrieren, die zwar nicht Schlagzeilen machen, aber für Ihr persönliches Tagebuch oder für Ihre ganz persönliche Lebensgeschichte von Bedeutung sind.
Gleich zu Beginn möchte ich mit dem Schriftsteller F. Scott Fitzgerald eine Unterscheidung treffen: „Schwierigkeiten hängen nicht notwendigerweise mit Mutlosigkeit zusammen – Mutlosigkeit hat ihren eigenen Erreger und unterscheidet sich von Schwierigkeiten so sehr wie Arthritis (Gelenkentzündung) von Gelenksteife." (The Crack-Up, New York, 1945, S. 77.) Wir alle begegnen Schwierigkeiten, doch nicht darin, sondern vielmehr in uns selbst sitzt der „Erreger" der Mutlosigkeit, um Fitzgeralds Ausdruck zu verwenden.
Genaugenommen müssen wir die Ursache, glaube ich, beim Satan suchen, beim Fürsten der Finsternis, beim Vater der Lüge. Er möchte uns mit diesem Erreger infizieren. Oft ist der Erreger nur klein, doch er wirkt und wächst und macht sich breit. Er kann sich zur Gewohnheit, zur Lebensweise entwickeln und sich in unserem Denken festsetzen, und dann entsteht der größte Schaden. Schließlich wird er für unseren Geist zunehmend zur Belastung, da er die grundlegendsten Kräfte unseres religiösen Engagements aushöhlt: Glauben, Hoffnung und Nächstenliebe. Wir kapseln uns ab und richten den Blick nach unten, und diese wichtigsten aller christlichen Tugenden schwinden. Wir werden unglücklich und machen andere unglücklich, und bald freut sich der Satan. Was für jeden anderen Krankheitserreger gilt, gilt auch für Entmutigung. Ein wenig vorbeugende Medizin ist empfehlenswert. Bei Dante heißt es an einer Stelle: „Der Pfeil, im Flug erspäht, trifft nicht so hart." (Divina comedia, canto 17, Zeile 24.)
Es steht geschrieben – und es ist für uns wichtig –: „Engel werden mitten durch den Himmel fliegen und . . . mit lauter Stimme rufen, nämlich: ‚Macht euch bereit, macht euch bereit, o ihr Bewohner der Erde.'" (LuB 88:92.)
„Wenn ihr bereit seid, werdet ihr euch nicht fürchten." (LuB 38:30.)
Die Furcht gehört zu dem Widerstand, mit dem der Satan uns begegnet. Die Schrift lehrt uns, daß Bereitsein, oder meinetwegen Vorbeugung, vielleicht unsere beste Verteidigung dagegen ist, daß wir uns entmutigen und besiegen lassen.
Es kann zum Beispiel sein, daß man sich wegen Geldangelegenheiten entmutigen läßt, wie es fast jedem irgendwann einmal

passiert. Wenn geteiltes Leid ein Trost sein kann, dann lassen Sie sich trösten – Sie sind nicht der einzige, dem es so geht. Geldangelegenheiten können unangenehm sein, doch Sie sind dafür verantwortlich – wenn schon niemandem anders, dann sich selbst gegenüber –, daß sie sich nicht zerstörend auswirken.
Vielleicht haben Sie das eine oder andere nicht, ja, vielleicht halten Sie sich sogar für arm. Bedenken Sie aber: „Wenn aber Gott schon das Gras so prächtig kleidet, das heute auf dem Feld steht und morgen ins Feuer geworfen wird, wieviel mehr dann euch, ihr Kleingläubigen!" (Matthäus 6:30.)
Machen Sie sich bereit; planen und arbeiten Sie; bringen Sie Opfer; verwenden Sie Ihr Geld frohen Mutes für das, was von wirklichem Wert ist. Bleiben Sie ruhig, und freuen Sie sich an der Gewißheit, daß Sie das, was Sie hatten, auf die bestmögliche Weise verwendet haben. Wer fleißig arbeitet und sich gewissenhaft bereitmacht, gibt nicht so leicht auf und läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Wenn Ihre Bemühungen von Gottesglauben und von Glauben an sich selbst und an Ihre Zukunft begleitet sind, bauen Sie auf einem Felsen, der nicht nachgibt, wenn der Regen und die Stürme kommen – und daß sie kommen, ist sicher.
Wenn Sie sich anstrengen und recht handeln und das Leben dennoch schwierig und als Bürde erscheint, so fassen Sie trotzdem Mut. Sie sind nicht der erste, der diesen Weg geht.
Haben Sie das Gefühl, Sie seien unbeliebt und anders? Lesen Sie doch bei Noach nach, wie beliebt er 2500 v. Chr. war.
Erstreckt sich vor Ihnen eine endlose Wildnis scheinbarer Schwierigkeiten und Belastungen? Lesen Sie über Mose nach. Überlegen Sie einmal, welche Last es war, gegen die Pharaonen anzukämpfen und dann die 40 Jahre in der Sinaiwüste durchzuhalten. Manche Aufgaben dauern lange. Finden Sie sich damit ab. Doch einmal sind sie erfüllt, wie wir in der Schrift lesen, einmal haben sie ein Ende. Einmal kommt der Tag, wo wir den Jordan überschreiten – andere haben es bewiesen.
Fürchten Sie, man mag Sie nicht? Der Prophet Joseph Smith könnte Ihnen davon gewiß einiges erzählen. Haben Sie gesundheitliche Schwierigkeiten? Dann finden Sie gewiß Trost darin, daß ein wahrer Ijob diese Kirche in eins der ereignis- und offenbarungsreichsten Jahrzehnte dieser Evangeliumszeit geführt hat. Präsident Kimball hat in den letzten 30 Jahren nur wenige Tage ohne Schmerzen, Krankheit oder zumindest Beschwerden erlebt. Liegt nicht der Gedanke nahe, daß Präsident Kimball nicht allein trotz, sondern auch zum Teil gerade wegen dieser physischen Belastungen zu dem geworden ist, was er heute ist? Können Sie nicht Mut aus dem Opfer schöpfen, das Sie mit diesem großen Mann teilen, der sich von Krankheit und Tod nicht einschüchtern

Wenn Sie sich anstrengen und recht handeln und das Leben dennoch schwierig und als Bürde erscheint, so fassen Sie trotzdem Mut. Sie sind nicht der erste, der diesen Weg geht.

läßt und der den Mächten der Finsternis die Stirn bietet und ruft, wenn ihm zum Gehen fast die Kraft fehlt: „Ich bin immer noch stark ... So gib mir also dieses Bergland." (Josua 14:11,12.)
Haben Sie manchmal das Gefühl, es mangle Ihnen an Talent oder Sie seien unfähig oder minderwertig? Hilft es Ihnen, wenn Sie wissen, daß jeder dieses Gefühl hat – die Propheten Gottes eingeschlossen? Mose wehrte sich anfangs gegen seine Bestimmung und brachte vor, er sei nicht redegewandt. Jeremia hielt sich für zu jung und fürchtete sich vor den Menschen, denen er gegenübertreten sollte.
Und Henoch? Ich fordere Sie alle auf: Denken Sie Ihr Leben lang an Henoch. Das ist der Mann, der zu einer nahezu undurchführbaren Aufgabe berufen wurde und sagte: „Wieso habe ich Gunst gefunden in deinen Augen? Ich bin nur ein Knabe und alles Volk haßt mich; denn meine Sprache ist unbeholfen." (Mose 6:31.)
Henoch hatte Glauben. Er hielt den Kopf hoch und machte sich stotternd an seine Aufgabe, ein einfacher, unbegabter, schwacher Mensch. Doch die Engel schrieben später über ihn:
„Und der Glaube Henochs war so groß, daß er das Volk Gottes führte. Und dessen Feinde zogen zum Kampf heran; und er redete das Wort des Herrn, da erzitterte die Erde, und die Berge wichen hinweg, ja, gemäß seinem Gebot; und die Flüsse wandten sich aus ihrem Lauf, und aus der Wildnis war das Brüllen der Löwen zu hören; und alle Nationen fürchteten sich sehr, so mächtig war das Wort Henochs, und so groß war die Macht der Sprache, die Gott ihm gegeben hatte." (Mose 7:13.)
Henoch – ein einfacher und unzulänglicher Mensch! Heute ist sein Name gleichbedeutend mit völliger Rechtschaffenheit. Wenn Sie das nächste Mal versucht sind, sich als wertlos zu betrachten, denken Sie daran: Auf dieselbe Weise wurden auch die bedeutendsten Männer und Frauen dieses Reiches versucht. Ich richte an Sie die Worte Josuas, die er zu den Stämmen Israels redete, als sie vor einer ihrer schwierigsten Aufgaben standen: „Heiligt euch, denn morgen wird der Herr mitten unter euch Wunder tun." (Josua 3:5.)
Es gibt freilich für Verzweiflung eine Ursache, die gefährlicher ist als alle übrigen, nämlich eine schwerwiegende Art des Nichtbereitseins. Es handelt sich um das Gegenteil von Heiligung, um die zerstörerischste Art der Entmutigung in Zeit und Ewigkeit: Übertretung wider Gott; Mutlosigkeit infolge von Sünde. In diesem Fall besteht – nachdem man einmal die Schwere der eigenen Fehler erkannt hat – die größte Herausforderung darin, daran zu glauben, daß man die Änderung schafft, daß man ein anderer werden kann. Diesen Glauben zu negieren ist eindeutig eine Methode des Satans, den Menschen zu entmutigen und zu überwinden. Knien Sie nieder, und danken Sie dem Vater im Himmel, daß Sie der Kirche angehören und das Evangelium angenommen haben, das einem jeden Umkehr verheißt, der den Preis dafür bezahlt. Umkehr ist kein unheilvolles Wort. Nach „Glauben" ist es das ermutigendste Wort des christlichen Wortschatzes. Umkehr lädt ein zu Wachstum, Verbesserung, Fortschritt und Erneuerung. Sie können sich ändern! Was Sie in Rechtschaffenheit sein möchten, können Sie auch wirklich sein. Wenn es eine Klage gibt, die ich nicht ausstehen kann, dann den elenden, armseligen, kümmerlichen Ausruf: „Ich kann eben nicht anders." Weil wir schon von Mutlosigkeit reden: So etwas nimmt mir wirklich den Mut. Bitte ersparen Sie mir

Ausführungen mit dem Inhalt: „Ich kann eben nicht anders." Das habe ich schon von zu vielen Leuten gehört, die gern sündigen und dafür die Psychologie als Ausrede brauchen. Wenn ich Sünde sage, meine ich eine Unzahl von Gewohnheiten, von denen manche harmlos genug erscheinen mögen, während sie doch Mutlosigkeit, Zweifel und Verzweiflung bewirken.

Man kann sich in allem ändern, worin man sich ändern will, und zwar in sehr kurzer Zeit. Es ist ja nur eine weitere satanische Vorspiegelung, daß man Jahre, ja, eine ganze Ewigkeit für die Umkehr braucht. Man braucht dafür genau so lange, wie man braucht, um – mit ehrlicher Absicht – den Satz auszusprechen: „Ich werde mich ändern." Natürlich gibt es Schwierigkeiten, die man überwinden, und Schaden, den man gutmachen muß. Vielleicht bringen Sie den Rest Ihres Lebens damit zu – ja, Sie sollten dies sogar tun –, Ihre Umkehr dadurch unter Beweis zu stellen, daß es dabei bleibt. Veränderung, Wachstum, Erneuerung und Umkehr können sich aber für Sie genau so augenblicklich vollziehen wie für Alma oder die Söhne Mosias.



„Dann betete Elischa: Herr, öffne ihm die Augen, damit er sieht."



Sogar wenn Sie sehr Schlimmes wiedergutzumachen haben, wird man Sie kaum als einen „allerschändlichsten Sünder" bezeichnen können, wie Mormon diese jungen Männer bezeichnet hat. Trotzdem war das Erlebnis, das Alma im 36. Kapitel des nach ihm benannten Buches schildert, offenbar so spontan wie überwältigend.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Umkehr ist weder leicht noch schmerzlos, noch bequem. Sie kann einen Höllenqualen kosten. Aber nur der Satan, der dort wohnt, möchte Ihnen weismachen, ein notwendiges und gefordertes Eingeständnis sei unangenehmer als ein dauernder Aufenthalt an jenem Ort. Nur er sagt: „Du kannst und wirst dich nicht ändern. Es ist zu mühsam und dauert zu lang. Gib auf und gib nach. Kehre nicht um – du kannst ja nicht anders." Das, meine Freunde, ist eine aus der Verzweiflung geborene Lüge. Fallen Sie nicht darauf herein.

Vertiefen Sie sich in die heiligen Schriften. Sie werden dort Ihre eigenen Erfahrungen wiederfinden. Sie finden darin Geist und Kraft. Sie finden Trost und Rat. Nephi sagt: „Die Worte von Christus werden euch alles sagen, was ihr tun sollt." (2. Nephi 32:3.)

Beten Sie aufrichtig, und fasten Sie mit fester Absicht und voll Eifer. Manche Schwierigkeiten lassen sich – wie Teufel – nur durch Fasten und Beten austreiben.

Dienen Sie Ihren Mitmenschen. Das Paradoxon des Himmels besagt, daß man sich nur dadurch selbst erretten kann.

Haben Sie Glauben. „Hat der Tag der Wundertaten aufgehört?

Oder haben die Engel aufgehört, den Menschenkindern zu erscheinen? Oder hat er die Macht des Heiligen Geistes von ihnen zurückgehalten? Oder wird er es tun, solange die Zeit noch andauert und die Erde noch steht und es auf Erden noch einen Menschen gibt, der errettet werden soll?

Siehe, ich sage euch: Nein; denn . . . durch Glauben erscheinen Engel den Menschen und dienen ihnen." (Moroni 7:35-37.)

Aufgrund einer nur Propheten bekannten Kraft riet Elischa dem König Israels, wie, wann und wo er sich gegen die kriegerischen Syrer verteidigen sollte. Natürlich wollte der König von Syrien sein Heer von diesem prophetischen Gegner befreien. „Er schickte also Pferde und Wagen und eine starke Truppe dorthin. Sie erreichten die Stadt in der Nacht und umstellten sie . . . Sie hatten die Stadt mit Pferden und Wagen umstellt." (2. Könige 6:14,15.) Wenn Elischa je einen passenden Zeitpunkt gesucht hätte, um deprimiert zu sein, dann wäre es wohl dieser Augenblick gewesen. Sein einziger Verbündeter ist ein Junge, der heute vielleicht Präsident eines Lehrerkollegiums wäre. Ein Prophet und ein Junge stehen gegen die ganze Welt. Der Junge ist schreckensstarr. Überall sieht er den Feind, überall Schwierigkeiten, Verzweiflung und Bedrängnisse. Er sieht keine Chance mehr und ruft mit schwin-

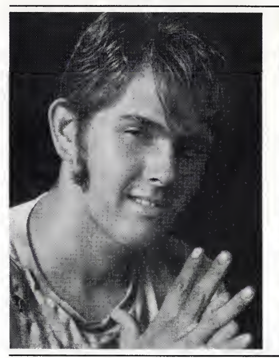
dendem Glauben aus: „Wehe, mein Herr, was sollen wir tun?“ (2. Könige 6:15.)
Uns was antwortete Elischa?
„Fürchte dich nicht! Bei uns sind mehr als bei ihnen. Dann betete Elischa: Herr, öffne ihm die Augen, damit er sieht. Und der Herr öffnete dem Diener die Augen: Er sah den Berg rings um Elischa voll von feurigen Pferden und Wagen.“ (2. Könige 6:16,17.)

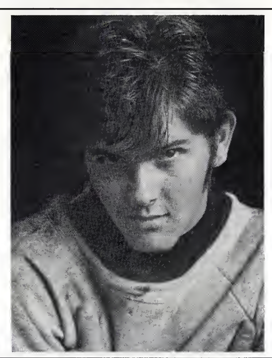
Man kann sich in allem ändern, worin man sich ändern will, und zwar in sehr kurzer Zeit. Nur der Satan behauptet: „Du kannst dich nicht ändern.“

Im Evangelium Jesu Christi wird Ihnen von beiden Seiten des Schleiers Hilfe zuteil, vergessen Sie das nie. Wenn Enttäuschung und Entmutigung kommen – und sie kommen bestimmt –, dürfen wir nicht vergessen: Wären unsere Augen geöffnet, so sähen wir feurige Pferde und Wagen uns zu Hilfe eilen, so weit das Auge reicht. Diese Himmelsheere stehen immer zur Verteidigung der Nachkommen Abrahams bereit.
Ich möchte mit einer Verheißung vom Himmel schließen:
„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr seid kleine Kinder und habt noch nicht verstanden, wie groß die Segnungen sind, die der Vater in Händen hält und die er für euch bereitet hat.
Und ihr könnt jetzt noch nicht alles ertragen; doch seid guten Mutes, denn ich werde euch weiter führen . . .
Ich werde vor eurem Angesicht hergehen. Ich werde zu eurer rechten Hand sein und zu eurer linken, . . . und meine Engel rings um euch, um euch zu stützen . . .
Das Reich ist euer und seine Segnungen sind euer, und die Reichtümer der Ewigkeit sind euer.“ (LuB 78:17,18; 84:88; 78:18.)
Wir werden den Ort finden, „den Gott für uns bestimmt“ und wo auf dem Weg dorthin „in süßem Chor Musik erklingt, dem großen König Preis man bringt, nach schwerem Kampf es heißen soll: Alles wohl, alles wohl.“
Im Namen Jesu Christi. Amen. □

EVANGELIUMSUNTERRICH





In einem südamerikanischen Dorf sahen ein paar Besucher einigen Nachkommen der Inkas zu, wie sie mit Glasscherben und Konservendosendeckeln ihre Schafe schoren. Die Besucher luden einige wichtige und angesehene Leute dieses Ortes zu einer Vorführung von Metallscheren in der Mitte des Dorfes ein. Die Dorfbevölkerung stellte mit Interesse fest, daß man mit solchen Scheren in derselben Zeit zehnmal so viele Schafe scheren kann. Sie handelten einige dieser Scheren ein und verwenden sie seitdem. Ein wirkungsvoller Unterricht hatte hier eine bedeutende Änderung bewirkt.

Genauso kann ein wirkungsvoller Unterricht in der Kirche eine sinnvolle und positive Änderung im Leben von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bewirken.

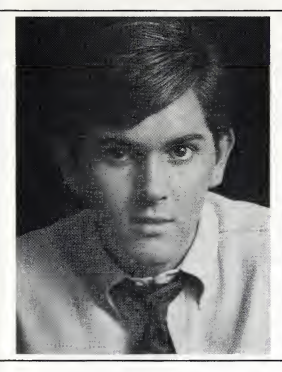
Worin besteht das Hauptziel des Evangeliumsunterrichts? Was sollte dieses Ziel sein?

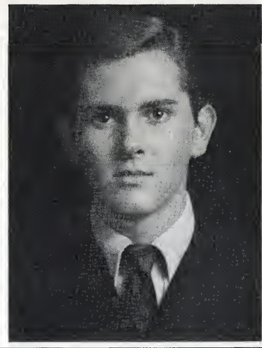
Es besteht nicht darin, den Schülern möglichst viele Fakten einzutrichtern, und auch nicht darin, das große Wissen des Lehrers zur Schau zu stellen. Es reicht auch nicht aus, einfach das Wissen über die Kirche oder das Evangelium zu vermehren. Das Hauptziel des Unterrichts in der Kirche ist es, im Leben der Menschen eine Änderung zum Guten zu bewirken. Der Schüler soll ganz persönlich inspiriert werden, über Evangeliumsgrundsätze nachzudenken, dazu eine bestimmte Einstellung zu gewinnen und sie dann in die Tat umzusetzen.

Allzu viele Lehrer unterrichten lediglich *über* das Evangelium und verabsäumen

T, DER ZUM TUN ANREGT

Rex A. Skidmore





Schritte, die zur Anwendung von Evangeliumsgrundsätzen im Leben der Menschen führen. Über einen Grundsatz unterrichten genügt nicht. Wesentlich ist auch, daß man zur Anwendung des Grundsatzes auffordert und dem Schüler die Tür zu dieser Anwendung öffnet.

Zu wirkungsvollem Unterrichten gehört, daß man weiß, mit welchem Wissensstand der Schüler die Klasse betritt; daß man weiß, wieviel Verständnis man voraussetzen kann. Auch gehört die Erkenntnis dazu, daß man die Zeit vielleicht vergeudet hat, wenn der Schüler nicht in irgendeiner Weise verändert aus der Klasse geht. Wenn er die Klasse verläßt, ist er hoffentlich beeinflußt worden, mit dem Ergebnis, daß sich sein Verhalten irgendwie zum Besseren gewandelt hat. Man hofft überdies, daß sein Wissen über einen bestimmten Evangeliumsgrundsatz zugenommen hat und daß er es im Alltag anwenden wird.

Wirkungsvolles, wirkliches Lernen umfaßt zumindest drei Schritte:

1. *Erweiterung des Wissens.* Allzuoft gibt sich der Evangeliumsunterricht damit zufrieden. Wissen ist wichtig, reicht aber allein nicht aus. Damit man im Reich Gottes Fortschritt macht, ist es sicherlich wichtig, die Geschichte und die Grundsätze der Kirche zu kennen. Es ist die Grundlage für ein erfolgreiches Leben, aber es ist erst der Anfang.

2. *Die geistige Einstellung ändern oder festigen.* Es ist wichtig, daß die

Schüler zu einer positiven Einstellung gegenüber dem Evangelium und seinen Grundsätzen gelangen. Ein Lehrer, der seinen Schülern hilft, ihr Gefühl für das Gute und ihr Zeugnis zu stärken, ist auf dem richtigen Weg.

3. *Tun*. Dieser dritte Schritt ist vielfach der wichtigste. Jeder Evangeliumsunterricht – des Priestertums, einer Hilfsorganisation, des Seminars oder des Instituts – soll dem Schüler helfen, sein Leben in sinnvoller Weise zu ändern.

Wenn der Unterricht beispielsweise vom Beten handelt, macht ein guter Lehrer den Schülern begreiflich, was Beten ist, warum wir beten und wie man wirkungsvoll betet. Auch hilft er den Schülern, eine positivere Haltung zum Beten einzunehmen, und er gibt ihnen das Gefühl, daß es wichtig ist. Er hält sie zum Beten an, und zwar für heute, morgen und immer.

Wer erkannt hat, daß der wirkungsvolle Evangeliumsunterricht eine sinnvolle Änderung im Leben der Schüler zum Ziel hat, wird sich fragen: Wie kann der Lehrer dies zustande bringen?

Erstens: Der gute Evangeliumslehrer macht seinen Schülern die Lektion und den darin behandelten Grundsatz oder Hauptgedanken verständlich. Handelt der Unterricht zum Beispiel vom Fasten, so führt er den Schülern vor Augen, um welchen Grundsatz es dabei geht, woher dieser Grundsatz kommt und was das Fasten für uns bedeutet. Und indem die Schüler das Wieso und Weshalb des Fastens verstehen, verspüren sie eher den Wunsch, es zu einem Teil des eigenen Lebens zu machen. Verstehen sie den Grundsatz dahinter nicht, so wird für sie das Fasten wenig persönliche Bedeutung haben.

Die Menschen sind oft zurückhaltend oder sogar ängstlich, wenn es um etwas Neues geht. Mehr Verständnis öffnet den Weg zum Handeln und zum Fortschritt. *Über* das Evangelium lehren ist also ein wichtiger Schritt zum Handeln hin, doch darf es nicht zum Selbstzweck werden.

Zweitens: Der gute Lehrer hilft seinen Schülern, zu handeln, indem er ihre Überzeugung und ihre Anschauungen festigt. Um auf das Fasten zurückzukommen: Wenn er ihnen das Gefühl geben kann, daß es sowohl für den, der fastet, als auch für andere ein Segen sein kann, dann zeigt sein Unterricht Wirkung.

Eine Möglichkeit, wie ein Lehrer seinen Schülern helfen kann, ist die: Er kann Zeugnis geben und den Schülern seine Überzeugung mitteilen. Ein persönliches Zeugnis beeinflußt in der Tat das Leben anderer. Nach der Weltausstellung in New York und in Tokio schlossen sich viele Menschen der Kirche an, nachdem sie die Ausstellung der Kirche gesehen hatten. Und viele gaben Zeugnis davon, daß sie vor allem durch einen Missionar beeinflußt wurden, der ihnen nach dem Rundgang durch den Pavilion gesagt hatte: „Ich weiß, daß das Evangelium wahr ist. Ich habe für mich dieses Zeugnis, und ich bezeuge es Ihnen. Sie werden ein ähnliches Zeugnis erlangen, wenn Sie sich

---

Das Hauptziel des Unterrichts in der Kirche ist es, im Leben der Menschen eine Änderung zum Guten zu bewirken.

---

damit befassen und es in die Tat umsetzen.“
Ein Lehrer soll sein Zeugnis niemandem aufdrängen, sondern es nur in passenden Augenblicken geben. Eine persönliche Überzeugung kann für einen anderen dann am meisten bedeuten, wenn sie aufrichtig und in einem besonderen Augenblick mitgeteilt wird.
Eine weitere Möglichkeit, auf das Gefühlsleben der Schüler Einfluß zu nehmen, ist die, daß man interessante Begebenheiten erzählt, um den zu vermittelnden Gedanken oder Grundsatz zu erläutern. Schon manch ein Schüler wurde zu einer Verhaltensänderung motiviert, weil im Unterricht eine eindrucksvolle Begebenheit geschildert wurde. Nicht nur der Lehrer kann dergleichen erzählen, sondern man kann auch Schülern Gelegenheit dazu geben und sie von ihren eigenen Erlebnissen und von ihrem eigenen Zeugnis reden lassen. Ein Jugendlicher hörte zu rauchen auf, nachdem der Lehrer der Priestertumsklasse in einem Unterricht über das Wort der Weisheit lebensnah geschildert hatte, wie sein Bruder das Rauchen aufgegeben hatte. Seine Schilderung zeigte auf realistische Weise, daß ein Raucher Schluß machen kann und was er davon hat.
Ein guter Lehrer bemüht sich, seinen Unterricht mit Begebenheiten und Erfahrungsberichten zu bereichern, wodurch die Überzeugung und die gefühlsmäßige Einstellung der Schüler in bezug auf die Evangeliumsgrundsätze gefestigt wird.
Drittens: Ein guter Lehrer fordert die Schüler auf, zu tun, was im Unterricht hervorgehoben wurde. Das kann in Form einer speziellen Aufforderung oder durch einen Auftrag geschehen. Oft gelangen wir bis hierher und bleiben dann stehen, während wir in Wirklichkeit den Schülern die Tür öffnen sollen, damit sie den vermittelten Grundsatz tatsächlich ausprobieren.
Wie wichtig dieser Schritt ist, sehen wir am Beispiel einer fünfköpfigen Familie, die sich zur Kirche bekehrt hat. Diese Familie hatte in einer Gegend gelebt, wo es viele Heilige der Letzten Tage gab, und sie hatte viel über die Kirche erfahren. Dann übersiedelte sie in ein Missionsgebiet, und ein Missionar lud sie zur Kirche ein. Als jemand fragte: „Warum haben Sie sich denn nicht früher taufen lassen?“, gab der Vater zur Antwort: „Niemand hat uns eingeladen, Mitglieder zu werden oder auch nur zum Gottesdienst zu kommen.“
Ein Auftrag, der etwas Konsequenz erfordert, kann sehr wirkungsvoll sein. So kann man zum Beispiel Zwölfjährige auffordern, täglich zu beten, den Zehnten zu bezahlen oder eine gute Tat zu tun und einem Nachbarn zu helfen, der darauf angewiesen ist. Solche Aufträge sollen realistisch und durchführbar sein. Wenn jemand ein wirklich wertvolles Erlebnis hat, vergißt er es nicht so schnell. Für einen wirkungsvollen Unterricht ist es sehr wichtig, daß man die Schüler auffordert, das Gelernte auf sinnvolle Weise auszuprobieren. Ebenso wichtig ist es, Gelegenheit zum Berichten und Nachbereiten zu bieten, damit die Erinnerung an das Erlebnis wach bleibt.
Daß diese Schritte in die Tat umgesetzt werden und daß im Leben der Schüler Änderungen zum Guten eintreten, hängt sehr von einem guten Lehrer ab. Hier trifft zu, was Henry Brooks Adams* gesagt hat: „Ein Lehrer hat Einfluß auf die Ewigkeit; er kann nie sagen, wo sein Einfluß aufhört.“ □

* Henry Brooks Adams:
amerikanischer Historiker und Schriftsteller (1838-1918).

Lernen ist Sache eines jeden*

Joe J. Christensen
Früherer Associate Commissioner of Religious Education

Wir sollten Schüler im wahrsten Sinn des Wortes sein – Schüler, wie man sie sonst nirgends findet. Anstatt beim Religionsunterricht – sei es an der Universität, im Institut oder Seminar, im Priestertumskollegium, beim Familienabend oder in der Sonntagsschule – den geistigen Leerlauf einzulegen und uns dahingleiten zu lassen, sollten wir in den höchsten Gang schalten und angestrengter lernen als auf irgendeinem anderen Gebiet. Die Materie, mit der wir uns befassen, verdient unsere geistige Bestleistung, denn: Wenn *wir* in dieser Laienkirche nicht tüchtig sind, wenn es darum geht, das Evangelium zu lernen, wer wird es sonst sein? Wenn die Ältesten in Israel keine gründlichen Theologen sind, wer sonst? Wenn die Mütter und zukünftigen Mütter nicht genug vom Evangelium lernen, um ihre Kinder zu belehren, wer wird es sonst tun? Und wenn Sie als Missionare nicht die Botschaft lernen, die der Herr Ihnen zu lehren aufträgt, wer wird sie sonst lernen? Viele müssen auf unangenehme Weise erfahren, was ohnehin offensichtlich ist: Man kann niemanden lehren, was man selbst nicht weiß!

Jemand hat gesagt, daß die Kirche immer nur eine Generation vom Untergang entfernt ist – das ist durchaus zutreffend, wenn wir die wahren Grundsätze nicht erfolgreich weitergeben. Jede Generation trägt die Verantwortung, diese wahren Grundsätze wirkungsvoll an die nächste weiterzugeben.

Ein Hauptgrund, weshalb viele Menschen heute sittlich so schwach sind, ist meiner Meinung nach darin zu sehen, daß sie nie in den Genuß eines religiösen Erziehungsprogramms gekommen sind, das auf wahren Grundsätzen beruht. In der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage haben wir ein solches Programm. Darüber hinaus sind wir auch noch engagiert – unsere Führer sind engagiert. Wir entschuldigen uns bei niemandem, weil wir planen, organisieren und Zeit und Geld investieren. Wir fahren unzählige Kilometer, um die Kinder in die Primarvereinigung, zum Seminarunterricht am frühen Morgen, zu Pfadfinderaktivitäten der Kirche, zur Sonntagsschule, zur Abendmahlsversammlung und zu Kollegiumsaktivitäten zu bringen. Wir drucken Hunderttausende Leitfäden für Eltern und Lehrer, damit sie unterrichten können. Wir gründen Seminare, Religionsinstitute, Schulen und sogar Universitäten.

Warum das alles? Damit jene wahren Grundsätze gelehrt und gelernt werden. Damit die richtigen Umstände geschaffen werden, so daß der Geist jedem Geist von uns allen Zeugnis von den Grundsätzen des Evangeliums geben kann, die ja in Ewigkeit wahr sind. Dieser „Geist" ist das eigentlich Charakteristische an wahrer Religionserziehung. Ohne ihn bleiben wir erfolglos; wenn aber die Lehrer und Schüler diesen Geist haben, können sie nicht anders als Erfolg haben. Unser Weg ist vorgezeichnet, und unsere Ziele stehen fest. □

---

* *Ansprache an der Brigham-Young-Universität*

VON FREUND ZU FREUND

Elder G. Homer Durham
vom Ersten Kollegium
der Siebzig

Ich bin zwar in Utah geboren, doch meine frühesten Erinnerungen beginnen größtenteils in Boston (Massachusetts). Eine verschwommene Erinnerung an die Zeit, als ich etwa zweieinhalb Jahre alt war, ist das Bild meines Großvaters auf dem Kutschersitz einer weißen geschlossenen Kut-

sche. Meine Eltern, mein sechs Monate alter Bruder und ich wurden zur nächsten Bahnstation gebracht, die 65 km entfernt lag. Die nächste Erinnerung ist ein Blick aus einem Fenster voller Regentropfen in einem Bostoner Hotelzimmer. Ich sehe noch vor mir, wie die runden Tropfen die Scheibe hinunterrollten, während ich die Nase gegen das kalte Glas preßte. Ich habe im Lauf meines Lebens festgestellt, daß es für Kinder sehr wichtig ist, auf ihre Eltern zu hören. Sie können viel von ihnen lernen. Mein Vater studierte in Boston Musik. Im Lauf der Jahre habe ich gelernt, fast alles zu spielen, was er gespielt hat. Dadurch ist für mich die Welt, in die ich geboren bin, viel schöner geworden.

Am besten erinnere ich mich daran, wie ich auf dem Schoß meiner Mutter saß und sie mir von dem Jungen namens Joseph Smith erzählte, der ein Prophet war und in den Wald ging, um zu beten. Wo wir wohnten, gab es viele Kirchen. Ich hörte ihre Glocken läuten und sah ihre Kuppeln und Türme, wenn wir spazierengingen. Als meine Mutter mir erzählte, daß Joseph nicht wußte, welcher Kirche er sich anschließen sollte, konnte ich gut verstehen, wie aufgewühlt er vor der ersten Vision gewesen sein muß.

Ich erinnere mich noch genau, wie meine Mutter mir in jenen frühen Jahren sagte, daß alles, was ich dachte, sagte oder tat, auf irgendeine magische Weise aufgezeichnet werde, und daß ich eines Tages nach dem gerichtet werden würde, was ich gedacht, gesagt und getan hatte. Davor hatte ich keine Angst, sondern es gab mir vielmehr das Gefühl, daß ich für meine Handlungen verantwortlich sei. Hoffentlich bringen euch eure Eltern auch das Lesen bei. Da mein Vater den ganzen Tag am Konservatorium von Neuengland beschäftigt war, lehrte mich meine Mutter lesen, als ich etwa vier war. Ein kleines Kinderbuch, das meine Phantasie sehr anregte, hieß: „Das Browniebuch". Es war eine Geschichte über kleine Märchengeschöpfe, die Gutes taten und zum Mond fuhren. Nachts konnte ich den Mond durchs Fenster sehen – er schien so groß und wichtig am Himmel! Der Gedanke, daß jemand zum Mond fliegen konnte, belebte meine kindliche Phantasie außerordentlich. Ein anderes Buch handelte von den Pilgervätern, von der Gründung der ersten Kolonien in Amerika und von der Entstehung des Staats, in dem ich geboren war. Auch davon war ich zutiefst beeindruckt.

Etwa um diese Zeit regten Präsident Joseph F. Smith und seine Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft die Mitglieder der Kirche an, einmal pro Woche einen Familienabend zu halten. Mein Vater versammelte uns also nach dem Abendessen um einen kleinen Tisch, um im Buch Mormon zu lesen. Wir haben es in jenem Jahr ganz durchgelesen.

Weil Mutter mich lesen gelehrt hatte, konnte auch ich vorlesen. Wie aufgeregt ich doch war, als wir zum Dritten Buch Nephi und zum Erscheinen des Erretters kamen! Voll trauriger Empfindungen lasen wir die Bücher Mormon, Ether und Moroni. Mein Vater





bewirkte, daß ich diese Empfindungen besonders stark verspürte.
Er erzählte mir die Geschichte von Großvater Durham, der inspiriert worden war, eine Melodie mit dem Titel „Die Klage der Nephiten" zu komponieren. Ihm war in einem patriarchalischen Segen verheißen worden, er würde Musik hören, wie sie im Himmel gesungen wird. Mein Vater erzählte, wie mein Großvater eines Nachts einen Traum hatte. Er sah 24 Männer an einem Fluß. Sie sahen traurig aus. Ihr Anführer erhob sich und redete zu ihnen. Dann hörte er eine Melodie, und es klang, als würde sie auf einer Trompete gespielt. Es war ihm, als träume er von Moroni und den letzten 24 Nephiten. Er erwachte. Mitten in der Nacht setzte er sich an seine kleine Orgel, spielte das Lied, das er gehört hatte, und schrieb es nieder. Später sang ein Chor im südlichen Utah dazu den Text von „O mein Vater", und es wurde in veränderter Form im PV-Liederbuch veröffentlicht. Als ich in meiner Kindheit dieses Lied hörte und mit meinen Eltern das Buch Mormon las, hatte ich das feste Gefühl: Das Buch Mormon entspricht der Wahrheit.

Ich hoffe, ihr alle achtet sorgfältig darauf, was eure Eltern tun, und hört auf das, was sie sagen. Ich bete darum, daß sie euch gut belehren. Ich hoffe auch, daß ihr zu Hause erhebende und inspirierende Musik hört, denn wir glauben ja: „Wenn es etwas Tugendhaftes oder Liebenswertes gibt, wenn etwas guten Klang hat oder lobenswert ist, so trachten wir danach." (13. Glaubensartikel.) Anfangen kann man damit am besten zu Hause.

Denken wir schließlich auch an das Gebot: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt." (Ex. 20:12.) ☐

EINE STADT IN DEN LÜFTEN

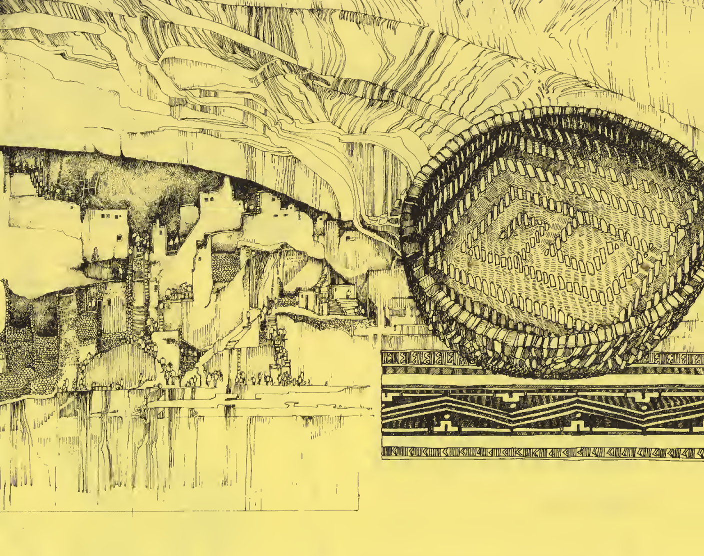
William Bishop



Hoch über dem Talboden des Mesa Verde Canyon in der Nähe von Cortez (Colorado) findet man die Überreste einer geheimnisvollen verlassenen Stadt, die in die Spalten und Höhlungen der überhängenden Felsen gebaut ist. Die Indianer, die einst hier lebten, wurden als Felsenbewohner bezeichnet, und sie hatten ein schweres Leben.

Um das Gebiet zu erreichen, wo sie Bohnen und Mais anbauten und auf die Jagd gingen, mußten sie erst die steilen Felsen herabklettern, und zwar über roh gezimmerte Leitern und mit Hilfe von Tritt- und Griffmulden, die sie zu diesem Zweck gemacht hatten. Es muß gefährlich gewesen sein, Wasser und Vorräte über die Felswände hinaufzutragen, besonders für alte Menschen und Kinder. Die Höhlen boten aber Schutz vor der Unbill des Wetters, und auch vor Feinden konnten sich die Bewohner dort oben sicher fühlen. Dies ist vielleicht einer der Gründe, weshalb sich die Menschen dort ansiedelten.

Derartige Dörfer hat man in vielen Gegenden der USA entdeckt, doch jene im Mesa-Verde-Nationalpark im Südwesten Colorados sind besonders gut erhalten. Über einen Zeitraum von



fast hundert Jahren bauten die Indianer diese Dörfer zu regelrechten Städten aus. Es gab dort Versammlungsräume, Vorratslager und Hunderte Wohnräume für Familien. Manche Anlagen sind vier Stockwerke hoch.
Gegen Ende des 13. Jahrhunderts zogen die Felsenbewohner von Mesa Verde fort. Sie ließen aber Werkzeuge, Keramik und so vollendete Körbe zurück, daß man diese bestimmte Gruppe als die „Korbmacher" bezeichnet.
Bis heute weiß man nicht, warum sie fortgezogen sind, doch nimmt man an, daß eine dreißig Jahre dauernde Dürre sie dazu gezwungen hat. Das Versiegen der Brunnen und Quellen hat viele frühe Ansiedlungen im amerikanischen Westen zu Geisterstädten gemacht.
Heute werden die Felsenwohnungen vom amerikanischen „National Park Service" erhalten, so daß jeder sie besuchen und einen Blick zurück in die Geschichte werfen kann. Im gespenstischen Schein des Lagerfeuers können einen die Erzählungen von dieser eigenartigen Stadt und ihren einstigen Bewohnern ganz in ihren Bann ziehen. □



AMEISEN ALS VIEHHÜTER

Jeanne King

Auf einem saftigen Rosenstengel wird eine Herde von Blattläusen, wir könnten sie „Ameisenkühe" nennen, von Ameisen behütet. Die Ameisen streichen den Blattläusen mit ihren schwarzen Fühlern über den Rücken und warten, bis diese aus dem Hinterleib einen Tropfen blasser Flüssigkeit absondern, den die Ameisen dann auflecken. So melken die Ameisen ihr „Vieh".

Das goldene Tröpfchen, das die Ameisenkuh von sich gibt, heißt Blatthonig und stellt die Hauptnahrung der Ameisen dar. In manchen Weltteilen ist Blatthonig eine Delikatesse. In Afrika kauen die Eingeborenen an Blattstengeln, auf denen Insekten

NACHRICHTEN AUS DER WISSENSCHAFT



Blatthonig abgelagert haben. Man nimmt auch an, daß Mose und die Israeliten auf ihrer Flucht aus Ägypten Blatthonig gegessen haben.

Es gibt Gebiete, wo die „Insektenkühe" so viel Blatthonig produzieren, daß er von den Pflanzenstengeln tropft und fest wird. In Afrika und Australien wird er teilweise gesammelt und verkauft.

Wenn eine Ameise hungrig ist, frißt sie so viel Blatthonig, wie sie sammeln kann. Ist sie nicht hungrig, sammelt sie ebenfalls und bewahrt den Blatthonig in einer Vorratstasche im Hinterleib auf. Dann bringt sie ihn nach Hause und lagert ihn für den Winter ein.

Die *Ameisen,* welche die Blattläuse hüten, lassen diesen fast grenzenlose Pflege und Fürsorge angedeihen. Manchmal halten sie auch andere Insektenarten in Herden. So wie die Menschen verschiedene Tiere melken, gewinnen auch die Ameisen von verschiedenen Insektenarten Blatthonig.

„Ameisenkühe" können sein: verschiedene Zikaden, Schildläuse und verschiedene Blattlausarten und andere Insekten, die den Saft zuckerreicher Pflanzen saugen. Bauern können sich sehr darüber ärgern, wenn sie Maisläuse an den Wurzeln ihrer Pflanzen finden, die dem Mais den Lebenssaft rauben.

Den Insekten, die von Ameisen be-



schützt werden, geht es besser als solchen, die wild leben. Wenn man ausprobieren möchte, wie die Ameisen ihr Vieh beschützen, muß man nur ein Stückchen trockenes Gras auf eine Herde fallen lassen. Es ist erstaunlich, wie schnell die Ameisen zur Stelle sind, um die Herde zu verteidigen.

Größere Insekten fressen Blattläuse, geradeso, wie die Herden der Menschen von Wölfen angegriffen werden.

Ein Marienkäfer läßt sich mitten in einer Blattlausherde nieder und fängt an, die hilflosen Blattläuse zu verschlingen. Eine *Hüterameise* kommt herbeigeeilt, die gefährlichen Kieferzangen weit geöffnet. Es kommt zum Kampf, und der rotgeflügelte Feind fällt besiegt zu Boden.

Die Ameisen schützen ihre Kühe auch vor der Unbill des Wetters. Wenn der Herbst kommt und der Saft in den Pflanzen langsamer fließt, sammeln manche Ameisen die weiblichen Blattläuse zusammen mit ihren frischgelegten Eiern ein und bringen sie in eigens bereitete unterirdische Kammern, die an winzige Ställchen erinnern.

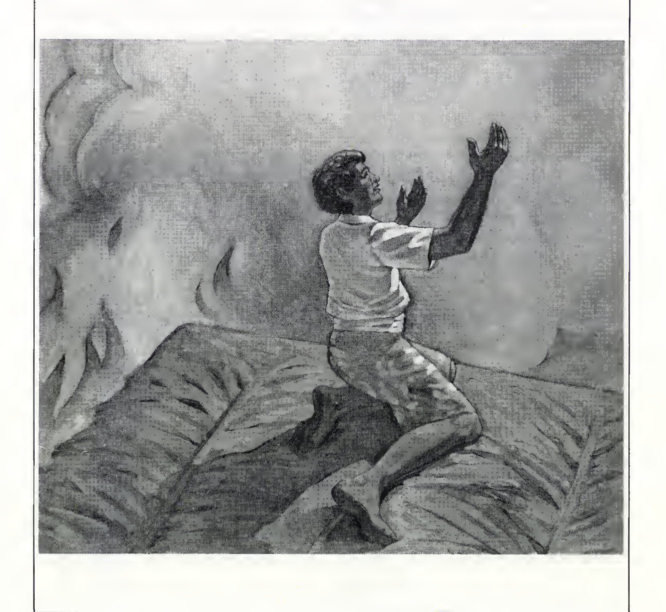
Die ausgewachsenen Läuse sind viel schwerer zu transportieren als die Eier. Jede „Ameisenkuh" hat einen nadelartigen Schnabel, den sie in die Pflanzenhaut bohrt, und es fällt den Ameisen gar nicht so leicht, die Blattlaus loszureißen. Nach dem Winter bringen die Ameisen ihre Blattläuse zu den Pflanzenwurzeln – zum Beispiel auf Maiswurzeln. Gegen Ende des Frühlings treiben sie ihr Vieh weiter hinaus ins Grüne, wo sie auf den zarten jungen Schößlingen weiden können. Die Eier werden neben den Läusen auf den Pflanzenstengeln gelagert.

Aus diesen gelagerten Wintereiern schlüpfen flügellose weibliche Tiere. Nach zwei Wochen sind sie ausgewachsen und legen selbst Eier. Die Frühlingsläuse pflanzen sich auf andere Art fort als die eierlegenden Insekten, die sich im Herbst paaren, nämlich durch Parthogenese. Das bedeutet, sie paaren sich nicht. Die „Blattlauskälber" werden wie richtige Kälber lebend geboren. Die Eier werden bereits im Mutterleib ausgebrütet, bevor noch Zeit zum Legen ist.

Wenn die Ameisen ihre Herden im Frühling hinausgetrieben haben, beobachten sie, wieviel Milch sie produzieren. Wenn sie nicht genügend Milch geben, tragen sie sie auf eine fettere Weide. ☐

OPAPO – DIE MACHT SEINES GLAUBENS

Carl Fonoimoana



Für mich war Opapo immer nur mein Großvater – ein Mann von großem Glauben – gewesen, ein sehr fleißiger und beliebter Mensch. Erst als ich erwachsen war, wurde mir klar, daß er nicht nur mein Großvater gewesen ist, sondern auch in einer historisch bedeutenden Zeit eine wichtige Stellung eingenommen hat.

Über seine Jugend in Fogatuli auf Savaii (Samoa), wo er 1859 geboren wurde, wissen wir nicht viel. Fogatuli war sogar nach den Maßstäben eines armen Landes ein armes Dorf, und Opapos Familie hatte es dazu noch besonders schwer. Seine Mutter, Malia Toa, stammte aus einer angesehenen Familie in Fogatuli, doch der Vater – man nannte ihn nur Fonoimoana – war ein Fremder aus Uvea (das heutige Wallis Island, ca. 800 km weiter westlich gelegen), der in einen Sturm geraten und an Land getrieben worden war. Weil Fonoimoana aus Tonga stammte, wollte ihm im Dorf keiner so recht trauen, so lang er lebte.

Das erste bedeutende Ereignis im Leben Opapos war ein Traum, den er als junger Mann hatte. Er sah zwei ausländische Missionare in sein Dorf kommen, direkt auf sein „fale" (Hütte) zugehen und sich setzen. Dann endete der Traum. Als aber zwei Jahre danach zwei Missionare der Kirche sein Haus betraten, erkannte er sie als die Männer in seinem Traum, und der Geist gab ihm mit Nachdruck Zeugnis, daß ihre Botschaft wahr sei.

Nun war der Weg frei für ein großes Werk, das dieser Mann unter seinem samoanischen Volk vollbringen sollte. Aufzeichnungen besagen, daß er und seine Frau Toai 1890 getauft wurden – zwei Jahre nach der Eröffnung der Samoanischen Mission. 1890 waren die Samoaner bereits mit der christlichen Lehre vertraut. Die Londoner Missionsgesellschaft hatte 1830 mit dem Missionieren begonnen, bald darauf gefolgt von den Katholiken und Methodisten. Die Bevölkerung war mit tiefem Glauben an den Erretter gesegnet und wußte bereits von Geistesgaben und Wundern. Als aber mein Großvater das Evangelium annahm und sich dieser kleinen Kirche anschloß, die schwer zu kämpfen hatte, folgten ihm die Zeichen nach, die den Gläubigen verheißen sind, und zwar in einem sogar für jenes gläubige Volk außergewöhnlichen Maße.

Ironischerweise herrschte zwischen den Gruppen, die vorgaben, den Erretter zu verehren und ihn zu lieben, bittere Feindschaft. Die Mormonen wurden verfolgt und verhöhnt und sogar als „Cowboys" verspottet, weil Joseph Smith auf einer Farm aufgewachsen war. Opapo blieb aber immer furchtlos und treu und war als Führer bei den Heiligen der Letzten Tage anerkannt.

1904 gründeten er und einige andere eine kleine Siedlung namens Sauniatu („Vorbereitung aufs Vorangehen"). Es war ein kleiner Zufluchtsort für die Heiligen in den Bergen von Upolu. Kurz nach dem Bau des ersten Ge-

meindehauses brach in der angebauten Küche ein Brand aus und breitete sich rasch aus, obwohl die Leute Wasser vom Fluß holten. Das Gemeindehaus selbst war bereits in Gefahr, da sahen die Leute, wie Opapo auf das Dach kletterte und sich rittlings auf den First setzte. Er hob den rechten Arm, blickte zum Himmel und sagte: „Vater, wir können das kleine Haus entbehren, aber das große nicht. Im Namen Jesu Christi und mit der Macht des heiligen Priestertums gebiete ich dem Wind, daß er umschlägt."

Der König hatte der Bevölkerung verboten, den Heiligen der Letzten Tage zu helfen, und zwar unter Androhung der Todesstrafe durch Steinigen.

Der Wind schlug um. Das kleine Gebäude stürzte ein, doch das Gemeindehaus blieb verschont. So wurde der Glaube der Heiligen in Sauniatu in dieser kritischen Zeit sehr gestärkt.

Opapo war auch mit der Gabe der Prophezeiung gesegnet und beeinflußte das Leben vieler Menschen. Einmal kehrte er von einer dreimonatigen Reise auf eine andere Insel zurück und sah, wie gerade Vorbereitungen für ein „fiafia" (Fest) getroffen wurden, um die Hochzeit zweier junger Leute zu feiern. Als er mit der jungen Frau sprach, sagte er ihr plötzlich ohne weitere Erklärung, sie würde bald traurig werden, wenn sie diesen Mann heiratete.

Persönliche Prüfungen blieben auch Opapo und Toai nicht erspart. Von ihren vierzehn Kindern starben elf, bevor sie erwachsen wurden. Trotzdem nahmen die beiden an Demut und Fleiß zu und hatten ein gebeterfülltes Herz. Opapo betete um 5 Uhr morgens und um 5 Uhr abends, aber auch oft zu anderen Zeiten. Und er sorgte nicht nur für seine eigene Familie, sondern auch für andere – besonders für Witwen und Waisen.

Er erfüllte überdies mehrere Missionsaufträge und begleitete die amerikanischen Missionare in andere Gebiete. Auf einer dieser Reisen besuchten Opapo, sein alter Freund Elisala und einer von zwei amerikanischen Missionaren die Insel Manu'a. Bei ihrer Ankunft mußten sie feststellen, daß der dortige König Tuimanu'a der Bevölkerung verboten hatte, den Heiligen der Letzten Tage in irgendeiner Weise zu helfen oder sie aufzunehmen. Wer es dennoch tat, sollte gesteinigt werden. Die Missionare waren jedoch fest entschlossen, ihren Auftrag auszuführen, und blieben zwei Monate. Sie ernährten sich von Kokosnüssen und schliefen in Höhlen. Den Kopf bedeckten sie mit Blättern, um sich vor den Moskitos zu schützen. Nachts half einer dem anderen, die Blätter richtig zu legen, wodurch immer einer ohne Hilfe

blieb und die ganze Nacht gestochen wurde.

> **Ich kannte meinen Großvater nicht sehr gut, doch bin ich in zunehmendem Maß dankbar dafür, daß ich sein Enkel bin. Wegen seines Glaubens ist der meinige stärker.**

Als sie diese Strapaze einige Wochen durchgemacht hatten, erwachte Opapo einmal vom Duft frischgebackener Speisen, die in der Nähe in einem Korb lagen. Die Missionare wußten zuerst nicht, ob ihnen menschliche oder göttliche Hilfe zuteil geworden war. Jedenfalls waren sie sehr dankbar für das Essen, da sie seit Wochen nur Kokosnüsse verzehrt hatten. Gegen Ende ihres Aufenthalts wiederholte sich dieser Vorfall. Eine ältere Frau hatte ihnen die Speisen gebracht. Sie sagte, wenn sie für ihre Gastfreundlichkeit sterben müsse, so würde sie eben sterben; sie fürchte sich vor Tuimanu'a nicht.
Als die Missionare einige Wochen darauf jede erdenkliche Möglichkeit ausgeschöpft hatten, machten sie sich zur Abreise bereit. Opapo und Elisala sprachen in aller Form direkt zu Tuimanu'a und seinem Volk und warnten sie, daß sie den Zorn Gottes verspüren würden, wenn sie nicht umkehrten. Bevor Opapo ins Boot stieg, blieb er am Dorfrand stehen und schüttelte zum Zeugnis gegen sie den Staub von seinen Füßen. Ein paar Wochen darauf wurde die Insel von einem schweren Wirbelsturm heimgesucht. Viele Menschen kamen um, die gesamte Ernte wurde vernichtet, und alle Häuser wurden weggefegt – außer einem einzigen: Es war die Hütte der alten Frau, die den Missionaren geholfen hatte.
Es ist gewiß zutreffend, daß Wunder den Glauben der Gläubigen, nicht aber der Ungläubigen stärken. In Manu'a wurde erst 1974 ein Zweig gegründet. Andererseits erfuhren jedoch die Heiligen, zu denen Opapo zurückkehrte, von dem Ereignis, und wurden in ihrer Glaubenstreue gestärkt.
Bald darauf übersiedelten Opapo und Toai mit ihrer Familie von Sauniatu auf die Insel Tutuila, um sich auf die Auswanderung nach Hawaii vorzubereiten, wo sie sich den Heiligen anschließen wollten. Die Mitglieder der Kirche wurden in Tutuila besonders schwer verfolgt, und dies verursachte Opapo viel Leid, obwohl sein Glaube nie erschüttert wurde. Einmal waren er und sein Freund Pinemua Soliai nach Pago Pago unterwegs und wollten einen vorbeifahrenden Bus anhalten. Der Bus blieb stehen, doch als sie näherkamen, erkannte der Fahrer sie als Mormonenmissionare, trat auf das

Gaspedal und ließ sie in einer Staubwolke stehen. Bruder Soliai sagte bedauernd zu Opapo: „Jetzt werden wir wohl einige Zeit brauchen, bis wir in die Stadt kommen.“ Opapo erwiderte traurig: „Nein, wir sind vor ihm dort.“ Anderthalb Kilometer später sahen sie, daß ein Unfall passiert war. Der Bus war mit einem Lastwagen frontal zusammengestoßen und der Fahrer war ums Leben gekommen.

Bruder Soliai und seine Familie waren die einzigen Heiligen der Letzten Tage in dem kleinen Dorf Nuuuli auf Tutuila. Einmal bat er Opapo, seine Kinder, sein Haus, seinen Besitz und seine Freunde zu segnen. Dabei war eine reiche Witwe anwesend, die nicht der Kirche angehörte. Sie hieß Salataim Puailoa und war sehr besorgt, weil die Angehörigen ihres Mannes ihr das Erbe, das sie von ihm erhalten hatte, streitig machen wollten. Sie war beeindruckt von den Segnungen und wollte selbst einen Segen haben, doch Opapo zögerte, weil sie nicht der Kirche angehörte.

Sie befaßte sich mit der Kirche und ließ sich taufen. Dann ging sie erneut zu ihm und bat ihn um einen Segen. Opapo verhieß ihr in dem Segen, daß sie den Grund und Boden ohne irgendein Hindernis von den Angehörigen ihres Mannes erhalten würde. Wenn sie glaubenstreu bliebe, würde sie ein Werkzeug in der Hand des Herrn sein und das Werk der Kirche in Amerikanisch-Samoa vorantreiben.

Anfang der 50er Jahre ging dieser Segen in Erfüllung. Die Kirche kaufte ihr einen Teil ihres Besitzes ab und baute darauf eine Schule, Lehrerwohnungen, eine große Wohlfahrtsfarm und ein Pfahlzentrum.

1926 sandten Opapo und Toai meinen Vater Teila nach Hawaii, um ihre Einreise vorzubereiten. Zwei Jahre später berief die Kirche meine Großeltern als Tempelarbeiter für die Samoaner in den Tempel von Hawaii. 1935 starb meine Großmutter im Alter von 70 Jahren an einer Lungenentzündung.

Ihr Leben lang hatte sie die Kirche und ihren Mann großzügig und getreu unterstützt. Sie wurde in Laie (Hawaii) begraben.

Opapo starb wie Toai an einer Lungenentzündung. Er war fast 81 Jahre alt geworden und wurde neben seiner Frau begraben.

Ich kannte meinen Großvater nicht sehr gut, doch ich bin in zunehmendem Maße dankbar dafür, daß ich sein Enkel bin. Wegen seines Glaubens ist der meinige stärker. In einer kritischen Zeit in der Geschichte der Kirche auf jenen Inseln waren seine Gaben den Samoanern ein Zeugnis, daß das Evangelium wahr ist, daß das Priestertum die Macht Gottes ist und daß der Plan der Errettung in der Tat den Weg vorzeichnet, den wir gehen müssen. Nicht nur seine Angehörigen, sondern alle Heiligen in der Kirche können in den Genuß der Segnungen kommen, die sein Vermächtnis darstellen. □

DAS LOSUNGS-WORT

J. Lynn Bradford

Es war zur Zeit des Koreakrieges und ich diente, gerade von Mission heimgekehrt, bei einer Armeeinheit in Camp Gordon in Georgia. Fünfzig weitere Heilige der Letzten Tage mußten zugleich die Grundausbildung durchmachen, darunter neun zurückgekehrte Missionare. Wir ersuchten sofort um Bewilligung, den Aufenthaltsraum der Kompanie für unsere Abendmahlsversammlung zu verwenden, und nachdem der Hauptmann seine anfängliche Verwunderung überwunden hatte, gab er uns nicht nur seine Einwilligung, sondern ließ den Saal auch saubermachen und in Ordnung bringen. Wir durften sogar Becher und Brot aus der Küche für das Abendmahl verwenden.

Inmitten von Sandflöhen, Schlafmangel, Küchendienst und einer Flut von Befehlen war die ruhige und geistige Stunde am Sonntag ausgesprochen angenehm. Eines Sonntags war diese Ruhe jedoch durch die Anwesenheit eines bärbeißigen Feldwebels, der nicht der Kirche angehörte, etwas gestört. Er war mit einer Gruppe von Rekruten, die der Kirche angehörten, vom Mannschaftsquartier hermarschiert und ließ sich in einen Sessel fallen, um das Ende der Versammlung abzuwarten. Ich kann nicht behaupten, daß er den Sprechern viel Beachtung schenkte, doch saß er mit stoischer Ruhe bis zum Ende der Versammlung da, um dann wieder seine Leute zusammenzutreiben. Von da an kamen die Rekruten allein.

Bald hatten die meisten den Vorfall vergessen, und ein paar Wochen später standen wir vor der „Abschlußprüfung" – einer dreitägigen Geländeübung. Am zweiten Tag griff der „Feind" unsere Einheit an, und einige wurden gefangengenommen. Der Feldwebel, der unsere Versammlung besucht hatte, wurde als vermißt, aber nicht gefangen gemeldet.

Als wir an jenem Abend um das Lagerfeuer saßen und heißhungrig unsere Ration verschlangen, wurden wir durch ein leises Geräusch aufgeschreckt. Wir ließen das Essen fallen, griffen nach den Gewehren und machten uns zur Verteidigung bereit.

Plötzlich rief eine Stimme außerhalb der Vorpostenlinie: „Weiß irgend jemand von euch, wer Joseph Smith war?" Wir blickten uns alle an – die Heiligen der Letzten Tage wußten nicht, ob das eine Falle sein sollte oder nicht. Jene, die nicht der Kirche angehörten, wußten überhaupt nicht, was los war. Endlich rief jemand beherzt zurück: „Klar. Er war ein Prophet Gottes."

Die Stimme außerhalb der Postenlinie rief froh: „Dann bin ich hier richtig!" und aus der Finsternis tauchte der Feldwebel auf, um sich wieder seiner Einheit anzuschließen. □





HASTY

Terry Dale

Nach der Abendmahlsversammlung rief mich der Bischof zu einer Unterredung ins Büro. Jetzt ist es so weit, dachte ich. Ich werde bestimmt der neue Präsident des Lehrerkollegiums. Ich war stolz und aufgeregt. Die ganze Gemeinde wird mir gratulieren! Und Mama wird erst stolz sein!

Ich saß in dem großen Sessel, dem Bischof gegenüber. Er war ein freundlicher Mann und lächelte wie immer. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dies würde eine wichtige Unterredung werden.

„Steve", sagte er, „wir haben einen Auftrag für dich." Ich spürte mein Herz klopfen.

„Es ist ein besonderer Auftrag für einen guten Nachbarn. Wir machen uns Sorgen um Hasty McFarlan. Du weißt, er ist schon ein sehr alter Mann. Er braucht jemand, der sich um ihn kümmert. Er gehört nicht zur Kirche, doch die Liebe Gottes erreicht alle Menschen, und als Mitglieder der Kirche sind wir verantwortlich, das zu zeigen. Vielleicht sollte ich es so sagen: Wir dürfen diese Liebe zeigen."

Vermutlich habe ich sehr erstaunt geblickt.

„Du kennst Hasty doch, oder?" fragte der Bischof.

Meine Gedanken drehten sich ein paar Wochen zurück und mir fiel ein, wie ich mich mit ein paar Freunden über den alten Mann lustig gemacht hatte; wir hatten ihm alles mögliche nachgerufen.

„Ja, ich kenne ihn", erwiderte ich und bemühte mich, meine Enttäuschung und meine Schuldgefühle zu verbergen. „Er ist der alte Einsiedler, der draußen vor der Ortschaft wohnt."

„Ganz richtig", sagte der Bischof. „Ich möchte, daß du zu ihm hinausgehst und ihn zwei-, dreimal in der Woche besuchst."

„Gut", stieß ich hervor.

Der Bischof muß meine Niedergeschlagenheit bemerkt haben, denn er beugte sich in seinem Sessel vor und sah mich genau an.

„Wenn dir der Auftrag zuviel ist, kannst du es ruhig sagen."
Ich seufzte. „Ich mach' es schon", sagte ich.
„Gut", meinte der Bischof lächelnd, und bevor ich Atem holen konnte, redete er weiter: „Du kannst Brennholz hacken, etwas zu essen bringen oder eine Decke – was immer er braucht, damit er das Gefühl hat, man mag ihn. Sei ihm ein Freund. Dein Vater weiß von dem Auftrag, und er hat gesagt, er hilft dir. Auch dein Vater im Himmel wird dir sagen, was du zu tun hast."
„Jawohl", sagte ich.
Ich war damals 15, und es gab vieles andere, was ich gern getan hätte: Fußball spielen, jagen, fischen oder etwas mit meinen Freunden unternehmen. Doch hatte ich dem Bischof zugesagt, daß ich den Auftrag ausführen würde, und ich wußte: Es ist nicht gut, wenn man nicht Wort hält.
Hasty wohnte in einer kleinen Blockhütte am Fuß eines Berges, unmittelbar außerhalb der kleinen Landgemeinde, in der ich aufwuchs. Als ich an jenem ersten Nachmittag nach der Schule den weiten Weg zu seiner Hütte ging, war mir, als flüstere jeder Baum entlang des Weges von Hastys Einsamkeit.
Einmal im Jahr, zu Weihnachten, durfte der alte Mann umsonst im Hotel ein Bad nehmen – ein Geschenk des Sheriffs. Wahrscheinlich, so dachten wir, war es das einzige Bad, das er das ganze Jahr nahm. Wir sagten immer, er sehe aus wie ein Pirat, mit der Wucherung am Kopf und der schwarzen Augenbinde. Die meisten Kinder und sogar einige Erwachsene sagten ihm allerlei Unfreundliches nach oder erlaubten sich mit ihm Scherze, wenn er in der Nähe war. Ob er sich an mich als einen der Störenfriede erinnern würde? Als ich die Hütte endlich erreicht hatte, fürchtete ich mich richtig.
Ich klopfte an. Keine Antwort. Ich klopfte wieder. Ich wußte: Er mußte darin sein. Wo hätte er sonst auch hingehen sollen?
„Hasty?" Mir versagte die Stimme, als ich seinen Namen halb ausgesprochen hatte. Ich weiß nicht, wie lange ich vor der Tür gestanden habe, bis ich mich endlich entschloß hineinzugehen. Die dicke Eichentür knarrte, als ich sie aufschob.
„Hasty?" rief ich erneut. „Hasty, sind Sie da?"
Ich hörte ein Rascheln und steckte den Kopf so weit hinein, wie ich es wagte. Ich blickte hinter die Tür. Es war kalt in der Hütte und sehr finster. Ich konnte die Umrisse des Mannes auf dem Bett erkennen. Hasty saß zusammengekauert da, aber nicht so, als dächte er nach. Er war zusammengekauert, weil es sonst nichts zu tun gab. Ich sah die schmutzige, zerschlissene Decke, auf der er saß – mehr Löcher als Decke.
Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich schluckte.
„Hasty, kann ich irgend etwas für Sie tun?" würgte ich hervor. Ich sagte ihm meinen Namen und daß der Bischof unserer Kirche mich hergeschickt habe, um nachzusehen, wie es ihm gehe und um ihm zu helfen. Er sagte nichts. Der schweigende koboldhafte Mann mit seinem starren Blick flößte mir Furcht ein.
„Hasty, das Feuer in Ihrem Ofen ist aus."
Keine Antwort.
Ich ging hinaus, fand ein Beil und ein paar Holzscheite, die zu einem Stoß geschichtet waren, und machte mich daran, Anmachholz zu hacken. Bei jedem Axtschlag durchfuhr mich die Frage: Was mache ich eigentlich hier? Warum ich? Warum?
„Hör auf zu murren", sagte eine Stimme in

mir. „Der alte Mann friert und ist einsam, und du kannst ihm helfen."
Ich machte Feuer und versuchte, ein Gespräch mit ihm anzufangen, doch nach ein paar Minuten stellte ich fest, daß er gar nicht zuhörte. Er brauchte eine neue Decke, und ich sagte, ich würde ihm eine dicke, saubere, bequeme Decke bringen, was ich am nächsten Tag auch tat. Danach kam ich jeden zweiten Tag. Im Lauf mehrerer Wochen fing er nach und nach zu sprechen an.
Als wir uns eines Tages ein wenig unterhalten hatten, fragte er: „Junge, warum kommst du eigentlich her? Ich bin sicher, ein Junge in deinem Alter hat Besseres zu tun, als einen alten Mann wie mich zu besuchen. Aber ich bin froh, daß du kommst." Dann lächelte er.
Als das Erntedankfest kam, lud ich Hasty zu uns nach Hause zum Essen ein. Er kam nicht, aber meine Familie brachte ihm einen Teil des Festessens. Tränen traten ihm in die Augen, als er versuchte, sich zu bedanken.
Im Laufe meiner weiteren Besuche fand ich heraus, daß Hasty Schafhirt gewesen war. Er hatte einmal Frau und Kinder gehabt, doch sie waren an einem verheerenden Fieber gestorben.
In seinem Schmerz hatte er das Gefühl gehabt, sein Leben sei nun ruiniert, und so war er als Vagabund landauf, landab gewandert. Durch eine Wucherung im Gesicht erblindete er auf einem Auge. Die Leute fingen an, sich über ihn lustig zu machen und mit ihm ihre Scherze zu treiben.

Mir aber erschien der alte Mann nicht mehr häßlich und furchterregend. Nach der Schule beeilte ich mich, zu seiner Hütte zu kommen, half ihm und hörte mir an, was er erzählte.

Als Weihnachten kam, luden wir ihn wieder zum Essen ein. Diesmal kam er – im Anzug, sauber und gepflegt. Er sah großartig aus. Er lächelte und war glücklich, weil wir ihm zeigten, daß er gebraucht wurde.

Nach dem Essen neigte er einen Moment den Kopf, dann blickte er auf und sagte:

„Ihr seid gute Leute. Mein Leben ist schon lange verfahren, aber durch die Liebe, die Sie mir erwiesen haben, bin ich ein anderer geworden. Ich bin sehr dankbar."

Bei diesen Worten spürte ich das kleine Feuer in meinem Herzen hoch auflodern – es war ein gutes Gefühl. ☐



AUS DER FINSTERNIS KAM LICHT

Thomas J. Griffiths



In der Gemeinde war Fast- und Zeugnisversammlung. Mehrere junge Leute waren aufgestanden und hatten von der Güte des Herrn und von seinen Segnungen Zeugnis gegeben. Dann stand ein älterer Herr auf. Sein Gesicht war von Sorgenfalten zerfurcht, und das Alter hatte sein Haar versilbert, aber seine Stimme klang klar und fest:
„Ich weiß, daß Gott lebt und uns führt. Ich bin heute hier, weil er meine Gebete erhört hat, als ich noch ein Junge war, und weil er mich geführt hat."
Um seine Worte zu verstehen, müssen wir einen Blick zurückwerfen in die Zeit, wo der zwölfjährige Junge ein Mann wurde und zu arbeiten anfing.
Er lebte in einem Dorf im Kohlegebiet von Wales, wo fast alle Männer in der Kohlengrube arbeiteten. In wenigen Wochen wurde er zwölf. Dann mußte er wie die anderen Jungen im Dorf in die Grube gehen und als Hauer arbeiten. Er war ein Junge wie jeder andere und wußte: Er mußte die Schule verlassen und arbeiten gehen, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. Eines Morgens auf dem Schulweg hatte er aber ein Erlebnis, das sich auf sein weiteres Leben auswirken sollte. Er erfuhr, was es heißt, Angst zu haben.
Den Hügel herauf zu den Hütten der Bergleute kam ein kleiner Leichenzug. Zwei Männer trugen eine Bahre, einer ging voraus. Ihre Gesichter waren schwarz vom Kohlenstaub. Auf der Bahre lag ein Leichnam, ein kleiner Leichnam unter einer braunen Decke.
„Wer ist's diesmal?" fragte jemand.
„Der kleine Davey Edwards", antwortete der Mann, der voranging. „Eine Stollendecke ist eingestürzt und hat ihn erschlagen, den Armen."
Der Junge setzte seinen Schulweg fort, doch er dachte nicht an die Schule, sondern an Davey Edwards. Zusammen waren sie über die Hügel gestreift. Sie hatten im Wäldchen am Mynyddyslwynberg Kastanien gesammelt und am Ufer des Gwyddonbaches Beeren gepflückt. Sie hatten zusammen am Waldrand gestanden, wo die Heide mit dem goldenen Ginster aufhörte und hatten den Kuckuck rufen hören, der den Frühling ankündigte.
„Diese Tage sind für immer vorbei", dachte er bei sich. „Bald liegt Davey auf dem Friedhof am Llanvachhügel, und ich werde im Stollen arbeiten." Zum ersten Mal im Leben spürte er richtige Angst, aber er ließ sich nichts anmerken.
Sein 12. Geburtstag kam, und sein Vater teilte ihm mit, daß er am kommenden



Montag in der Kohlengrube zu arbeiten anfangen würde. Am Samstagabend gingen sie hinunter ins Dorf, und der Vater ging mit ihm zum Gemischtwarenladen und kaufte ihm ein Paar feste Baumwollhosen und ein walisisches Flanellhemd. Auch kaufte er ihm eine Proviantbüchse und eine Teekanne sowie ein Paar Lederriemen, die sich die Bergleute unter die Knie schnallen, damit kein Kohlenstaub in die Hosenbeine eindringen kann.
Der Montagmorgen war naß und kalt, aber nicht so kalt wie das Herz des Jungen. Er wurde Dai Jenkins, einem erfahrenen Hauer, zugeteilt. Die Bergwerksleitung sah es nicht gern, wenn Vater und Sohn zusammen arbeiteten, weil es ein schlechtes Bild abgab, wenn bei einem Unfall zwei aus einer Familie umkamen.
Er stand neben Dai Jenkins, als der Käfig hinunterfuhr. Durch den Schein der Grubenlampen blickte er hinüber zu seinem Vater, und der Vater lächelte zurück. Neben dem Vater stand ein anderer Zwölfjähriger aus dem Dorf.
Der Käfig landete mit einem Ruck auf der Grubensohle. Als die Tür aufging und die Männer hinaustraten, schlug dem Jungen der Geruch von Pferden und Eseln entgegen. Die Tiere wurden eingesetzt, um die beladenen Kohlenhunte aus den Stollen zu ziehen und die leeren zurück hinein. Ein Pferdeknecht paßte auf die Tiere auf.
Der Junge folgte seinem Kumpel die schmalen Geleise entlang bis zum sogenannten „Ort" – dem Ende des Stollens, wo sie arbeiten sollten. Dai zog seine Jacke aus und hängte sie an einen Nagel, der aus einer Deckenstütze hervorstand. Auch die Proviantdose und die Teekanne hängte er auf. Der Junge machte es ihm nach.
Das Kohleflöz war nur einen Meter hoch, so daß Dai die meiste Zeit auf dem Boden kniete und seine Haue schwang. Der Junge mußte die Kohle auf den Hunt laden. Das taube Gestein wurde in andere Wagen geladen. Nach einiger Zeit kam der Pferdeknecht und holte die Wagen zum Käfig, wo sie nach oben befördert wurden.
Die Tage vergingen, und jeden Tag haßte der Junge die Finsternis der Grube mehr. Manchmal setzte sich das Gestein ein wenig, und es war, als würden die Stützen im Stollen brechen und er und Dai verschüttet werden. In solchen Augenblicken dachte er an seinen Freund Davey und fragte sich, ob er selbst auch auf einer Bahre mit einer braunen Decke darüber nach Hause getragen werden würde.
Im Lauf des Tages gab es aber auch einen Augenblick, den er sehr genoß, nämlich wenn Dai seine Haue beiseite legte und sagte: „Komm, Kleiner, es ist Zeit, daß wir etwas essen und einen Schluck trinken." Zusammen saßen sie dann im schwachen Schein ihrer Lampen und aßen, was sie in ihren Dosen mitgebracht hatten. Manch-

mal gab Dai dem Jungen ein Stück Kuchen, den seine Frau gebacken hatte. Der Junge war dann glücklich und zufrieden.

Als Dai eines Tages mit seiner Haue arbeitete, geschah etwas Ungewöhnliches. Sie durchbrachen das „Ort“ des Stollens und gelangten in eine kleine Höhle. Sie war nicht größer als ein kleines Zimmer, und die Decke war aus festem Fels. In Schulterhöhe verlief ein Gesims an der Wand.

Niemand weiß, weshalb am selben Tag, als sie gemeinsam ihr Essen verzehrten, ein Donnerschlag die Grube erschütterte. Die Erde bebte. Dai sprang auf und faßte den Jungen am Arm.

„Eine Explosion, Kleiner. Vielleicht brennt es. Wir müssen den Schachtscheider (ein Stück Leinwand) vor den Stolleneingang hängen. Das könnte unsere einzige Überlebenschance sein.“

Hastig nagelten sie die schwere Leinwand vor den Eingang der Höhle, dann setzten sie sich hin und warteten. Bald spürten sie die Hitze, als die Flammen näherkamen. Oben drängten sich die Dorfbewohner um den Schachteingang. Man hatte Rettungsmannschaften hinuntergeschickt, doch sie waren sofort wieder hochgekommen.

Von Feuer und Wasser in einer Kohlengrube gefangen, betete der Junge in der Finsternis: „Wenn es dein Wille ist, laß uns das Licht wieder sehen.“

„Da unten kann niemand überleben“, sagten sie. „Die Grube brennt. Gott steh den Leuten bei, die da unten sind.“

Die Besitzer der Grube trafen eine schnelle Entscheidung. Ein Kanal, der in der Nähe verlief, mußte in die Grube geleitet werden, um das Feuer zu löschen.

Eine Frau schrie: „Und was ist mit unseren Männern?“

Ein Kopfschütteln war die Antwort auf ihren Entsetzensruf. Unten in der kleinen Höhle war die Hitze fast unerträglich, doch irgendwoher bekamen sie Luft. Die Zeit schien stillzustehen. Dann hörten sie das Wasser. Es lief langsam in die Höhle, erst knöcheltief, dann knietief, und es stieg weiter.

Dai kletterte auf das Sims und zog den Jungen hoch. Je höher das Wasser stieg, desto mehr ließ die Hitze nach. Dann folgte gespenstische Stille.

„Kleiner“, sagte Dai, „kannst du beten?“

„Ja“, antwortete der Junge, „bevor meine Mutter starb, hat sie’s mir beigebracht.“

„Dann bete für uns. Es ist unsere letzte Hoffnung.“

Der Junge schloß die Augen, und eine Zeitlang fand er keine Worte. Doch dann kam es langsam aus seinem angstvollen Herzen:

„Lieber Jesus, wir rufen zu dir in dieser Finsternis, denn uns bleibt nur deine Hilfe. Wenn es dein Wille ist, laß uns das Licht wieder sehen. Laß uns wieder nach Hause gehen. Laß uns wieder die Vögel singen hören und die Sonne über dem Rhysogberg aufgehen sehen. Wir sind allein und brauchen deine Hilfe. Amen.“

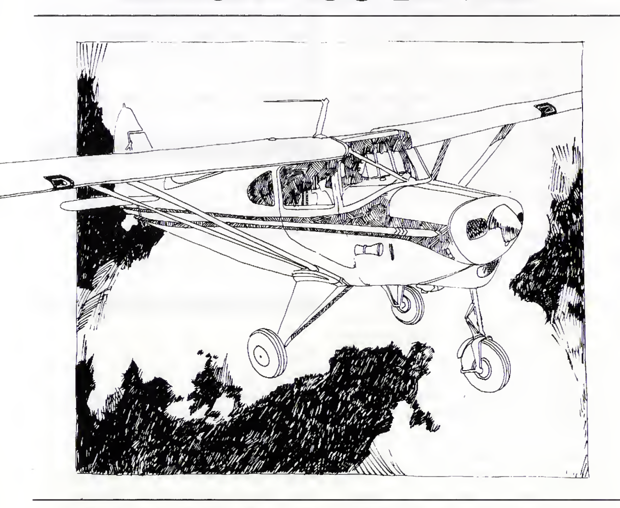
Er spürte Dais Arm auf seinen Schultern und hörte seine Stimme: „Danke, Kleiner. Jetzt hab’ ich keine Angst mehr.“

Die Stunden vergingen, und es muß Nacht geworden sein, denn sie schliefen. Als sie aufwachten, waren ihre Lampen



verlöscht. Nun war es stockfinster – eine schwarze und unheilvolle Finsternis. Mit der Finsternis kam auch die Angst – nackte, kalte Angst. Der Junge sah sich, wie er auf einer Bahre den Hügel hinaufgetragen wurde, mit einer braunen Decke bedeckt. Dai spürte, daß er sich fürchtete und legte ihm tröstend einen Arm auf die Schultern.
„Kleiner“, sagte er, „kannst du nicht ein wenig singen?“
Der Junge zögerte eine Weile, doch dann sang er mit vor Angst bebender Stimme: „Jesus, dir gehört mein Herz, laß mich ruh'n an deiner Brust, während noch der Sturm hier brauset und uns droht die Wasserflut.“ Und mit seinem noch kindlichen Tenor sang er den Refrain: „O Erretter, birg mich treu, bis des Lebens Sturm vorbei.“ Er spürte, wie Dai vor innerer Rührung bebte, und konnte nicht weitersingen.
In der Finsternis kann man nicht sagen, wie schnell oder langsam die Zeit verstreicht, doch sie wurden hungrig und durstig.
„Kaue ein Stück Leder, Kleiner“, sagte Dai. „Das hilft gegen den Hunger.“
Der Junge nahm den Lederriemen von seinem Bein und kaute daran. Es war neues Leder und schmeckte noch nach Gerberlohe, doch es stillte ein wenig den Hunger.
Sie schliefen wieder, und es verging noch ein Tag. Dai war jetzt ruhig, als merke er, daß das Ende nahe sei. Vor Hunger und Durst war auch der Junge still und kraftlos geworden. Die völlige Finsternis hatte sich wie ein Leichentuch auf ihn gesenkt. Er wartete nur noch auf den letzten Schlaf.
Plötzlich hörten sie weit entfernt eine Stimme: „Ist jemand da?“ Die Stimmen kamen näher. Dann warf jemand die Leinwand zur Seite und das Licht einer Grubenlampe fiel auf Dai und den Jungen.
„Ein Wunder!“ rief der Knapp den anderen Helfern zu. „Sie leben!“
Dai konnte selbst gehen, doch der Junge wurde zum Käfig getragen, und der Aufzug brachte sie ans Tageslicht hoch und zurück zum Leben.
Der Vater des Jungen war bei der Explosion umgekommen, und so nahm ihn Davey Edwards Familie auf. Einige Tage später kamen Verwandte, die weiter unten im Tal wohnten, und holten ihn zu sich nach Hause. Sie galten als gute Leute, außer daß sie sich einer eigenartigen amerikanischen Kirche angeschlossen hatten.
Zusammen mit seiner neuen Familie schmiedete der Junge Pläne, und es kam der Tag, wo sie nach Amerika auswanderten. Sie ließen sich in einem Gebirgstal nieder.
Der alte Mann kam zum Ende seines Zeugnisses. „Aus Angst wurde Glauben, meine Brüder und Schwestern“, sagte er „und aus der Finsternis kam lebendiges Licht.“ ☐

BLICK AUS EINER



ANDEREN PERSPEKTIVE

Lee Dalton

„Nein, nein, du Narr, zurück in die Kolonne!“ Ich schrie, damit der Fahrer des gelben Wagens mich durch den Lärm meines Motors hindurch und über die 300m hinweg hörte, die uns trennten. Mein Fuß trat unwillkürlich auf das rechte Seitenruderpedal, als wäre es ein Bremspedal und als könnte dadurch die Katastrophe, die sich da unter mir entfaltete, aufgehalten werden. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen, aber ich konnte nicht.

Es war ein schöner Frühlingsnachmittag, und ich hatte gerade meinen Flugschein gemacht. Der Motor der kleinen Piper Cub dröhnte und knatterte, als wir die Land-

straße entlangflogen. Vor uns kreuzte sie den Fluß und wand sich dann einen Hügel hinauf.
Wenn man unten ist, wirkt der Hügel steil und macht einem Auto zu schaffen. Fliegt man aber mit dem Flugzeug direkt darüber, so nimmt man ihn kaum wahr. Nur eine geringfügig andere Schattierung in der Landschaft und eine gelbe Doppellinie auf der Landstraße lassen die Erhebung erkennen.
Ich saß im Cockpit und blickte entspannt hinunter auf die vom Frühling verzauberten Wiesen, die unter mir vorbeizogen. Ich vertrieb mir die Zeit mit einem Spielchen – wir fuhren mit den Autos unten auf der Landstraße um die Wette, meine Piper und ich. Wir waren die Sieger. Als wir auf der Höhe der Brücke waren, konnte ich die lange Autokolonne sehen, die sich vom Westen her der Kuppe des Hügels näherte. Das kleine blaue Auto, mit dem wir gerade um die Wette fuhren, war uns noch ein Stück voraus, aber wir holten schnell auf. Bald würden wir es überholt haben, und ich würde mir einen anderen Wagen aussuchen.
Das blaue Auto erreichte die Brücke, überquerte sie und kam zur Steigung. Ich sah die Kolonne vom Westen her kommen; der erste Wagen fuhr gerade über die Kuppe und die andere Seite des Hügels hinab. Nun hatten wir den blauen Wagen eingeholt und waren direkt über ihm, als das gelbe Auto, das vierte oder fünfte in der Kolonne, plötzlich aus der Reihe brach und zum Überholen ansetzte. Der Wagen kam an die gelbe Doppellinie, die unmittelbar westlich der Kuppe anfing, machte aber keine Anstalten, in die Kolonne zurückzufahren. Es machte Anstalten, immer schneller zu werden und die ersten Autos in der Kolonne überholen zu wollen. Das blaue Auto fuhr immer noch den Hügel hinauf.
Fast ohne zu überlegen schwenkte ich die

Ich schrie, so laut ich konnte, obwohl nicht die entfernteste Chance bestand, daß mich einer der Fahrer hörte.

Maschine nach links und fing an zu kreisen. Ich starrte hinunter und wußte, was geschehen würde, obwohl ich hoffte, es würde anders kommen. Beide Autos hatten die Kuppe erreicht, doch es gab kein Anzeichen dafür, daß einer der beiden Fahrer den anderen bemerkt hatte. Nun lagen nur noch an die 60m zwischen ihnen. Die Maschine schwenkte nach rechts, als ich unwillkürlich wieder auf das rechte Pedal trat.
Sie waren fast auf gleicher Höhe. Ich schrie, so laut ich konnte, obwohl nicht die entfernteste Chance bestand, daß einer der beiden mich hörte. Ich wollte den gelben Wagen mit meiner Willenskraft in die Kolonne zurückzwingen, aber er fuhr weiter. Nun lag nur noch ein kleiner Zwischenraum zwischen ihnen – von oben waren es nur wenige Zentimeter. Mein Hals schmerzte, und ich war völlig erstarrt. Die Maschine wirbelte wild durch die Luft, während ich, den Steuerknüppel ganz nach links gedrückt und das rechte Pedal

bis zum Anschlag durchgetreten, auf die Szene unter mir starrte.

Der blaue Wagen schwenkte plötzlich an den rechten Straßenrand. Endlich hatte er die Gefahr wahrgenommen. Doch der gelbe Wagen folgte ihm dorthin! Verzweifelt hatte der Fahrer versucht, nach links auszuweichen und dem Zusammenstoß zu entgehen, und fuhr so genau auf den anderen zu.

Ich hörte keinen Laut, als die Wagen aufeinanderprallten – alles ging eigenartig lautlos vor sich. Eine Staubwolke wurde aufgewirbelt. Der blaue Wagen wurde rück- und seitwärts in den Straßengraben geschleudert. Ein Autoteil flog durch die Luft und blitzte in der Sonne. Eine winzige menschliche Gestalt flog aus einem der Wagen auf das Feld, schlug auf, flog weiter und blieb liegen.
Es war vorbei.

Ich sank in meinen Sitz zurück und merkte plötzlich, daß die kleine Piper fast außer Kontrolle war. Instinktiv fing ich sie wieder ab und kreiste weiter. Ich beobachtete, wie die Polizei- und Feuerwehrautos und die Rettungswagen furchtbar langsam herankamen – sie rasten aus Hiram und Mantua heran.

Wir kreisten noch eine Weile. Ich blickte hinunter und verspürte Übelkeit. Ich fühlte mich völlig hilflos. Ich hatte getan, was ich konnte. Ich hatte versucht, das Geschehen aufzuhalten, aber die Fahrer hatten nicht auf mich gehört. Mir liefen Tränen übers Gesicht.
Die Sonne stand schon niedrig, als die Räder auf der Landebahn aufsetzten. Die kleine Piper rumpelte zu ihrem Abstellplatz, und der Propeller blieb langsam stehen.
Ich saß in der Stille und hörte die Grillen im nassen Gras und das Knistern des auskühlenden Metalls. Ich zitterte immer noch. Später erfuhr ich, daß bei dem Zusammenstoß sechs Menschen ums Leben gekommen waren. Überlebt hatte niemand.
Ich glaube, ich befestigte gerade die Maschine mit Seilen am Boden, als mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß: „Jetzt weißt du, wie *IHM* zumute ist. Jetzt weißt du, wie dem himmlischen Vater zumute ist, wenn er, gebunden durch sein Versprechen, uns Entscheidungsfreiheit zu gewähren, zusehen muß, wie wir seine geistigen Zurufe in den Wind schlagen und weiter unsere törichten Fehler begehen.“ □



ICH MUSS DOCH NICHT NACH HAUSE, ODER?

C. Jack Lemmon

Die Personalsitzung im Büro der Mission Louisiana Baton Rouge war soeben beendet worden, als das Telefon klingelte. Elder Olson, der in New Orleans arbeitete, sprach mit panikerfüllter Stimme. Sein Mitarbeiter, Elder Freeman, war von einem 9achsigen Lastwagen überfahren worden und befand sich auf dem Weg ins Krankenhaus. Da Bruder Olson seine Zonenleiter nicht erreichen konnte, rief er den Missionspräsidenten an, um zu fragen, was er tun sollte.

Ich versicherte ihm, daß meine Frau und ich in zwei Stunden bei ihm sein würden. Als wir zur Klinik kamen, begrüßte uns Schwester Margaret Simmons, die dort als Krankenschwester arbeitete. Sie schilderte uns Elder Freemans Verletzungen. Er hatte einen doppelten Beckenbruch, und an einer dritten Stelle war das Becken gesprengt; ferner einen Milzriß, mehrere gebrochene und gesprengte Rippen, einen Hüftgelenksbruch und innere Blutungen in der Bauchhöhle, abgesehen von vielen kleineren Verletzungen.

Es verging über eine Stunde, bis Bruder Freeman aus dem OP-Saal in die Intensivstation gebracht wurde. „Ich habe getan, was möglich war", sagte der Arzt. „Wenn er die nächsten 24 Stunden überlebt, schafft er es vielleicht, doch die Hoffnung ist gering."

Dann kam ein Orthopäde, und als er fertig war, holte ich ihn zur Seite und fragte ihn nach allem, was ich wissen mußte, um einen vollständigen Bericht nach Salt Lake City liefern zu können. Der Arzt sagte mir, die Brüche seien glatt – so, als hätte man die Knochen einfach entzweigebrochen. Die Genesung würde lange dauern – eine Woche Intensivstation, acht Wochen Zug und sechs Monate bis zu einem

Jahr Abwarten und Analysieren, bevor man sagen konnte, ob er wieder würde laufen können.

Ich ersuchte um Erlaubnis, meinen jungen Missionar besuchen und ihm einen Priestertumssegen geben zu können. Es wurde mir genehmigt, und ich stand mit fünf besorgten Ältesten im Kreis um ihn. Sein Mitarbeiter salbte ihn, und ich sprach den Segen. Durch Inspiration hatte ich das Gefühl, daß er überleben und genesen würde. Als wir die Hände von seinem Kopf nahmen, wachte er auf und sah mich an. „Ich muß doch nicht nach Hause, oder, Präsident Lemmon?" fragte er. Welch großer Glaube! Ich antwortete: „Ihre Mission ist noch nicht zu Ende."

Als wir das Zimmer verließen, bemerkte ich die Ärzte, die in der Nähe standen. Sie sahen uns fragend an; es war ja wahrscheinlich das erste Mal, daß sie die Kraft des Priestertums Gottes wirken sahen. Schwester Simmons sagte mir, daß sie bei der Segnung alle interessiert zugesehen und schweigend zugehört hatten.

Nach drei Tagen wurde Elder Freeman aus der Intensivstation entlassen – fünf Tage früher als vorhergesagt. Die nächsten Wochen verbrachte er an einem Zuggestell hängend – durch diese Vorrichtung sollten seine Knochen wieder in Normalstellung gezogen werden. Obwohl seine Lage äußerst unangenehm war, nützte er die Zeit und lernte die Diskussionen auswendig. Er belehrte das Krankenhauspersonal und gab Zeugnis von der Wiederherstellung. Jeder wußte, wer er war, sogar der Leiter der Klinik.

In der sechsten Woche nach dem Unfall wurde Elder Freeman aus der Klinik entlassen und fing an, im Missionsbüro in Baton Rouge zu arbeiten. Als wir ankamen, stieg er aus dem Wagen und ging mit Krücken in mein Büro. Er hatte erneut die Vorhersage des Arztes unterboten – diesmal um knapp neun Monate. Allerdings hatte er so viel abgenommen, daß er sich eine Dreifachkombination in den Gürtel stecken mußte, um nicht die Hose zu verlieren!

Nach einem Monat Büroarbeit bat mich Elder Freeman um eine Versetzung. Ich schickte ihn nach Baker (Louisiana), und zwar als Distriktsleiter. Kurz nachdem er dort angekommen war, gebrauchte er zum letzten Mal die Krücken. Jetzt arbeitet Elder Freeman in Hammond (Louisiana) als Zonenleiter. Beim Gehen oder Laufen erkennt man noch ein leichtes Hinken, aber er kann sich normal bewegen.

Elder Matthew Freeman ist ein lebendes Beispiel für die Macht des Priestertums und des Glaubens. Ich danke dem Herrn für das Priestertum und für junge Männer wie Elder Freeman, die mit aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft dienen. □

Umschlagbild: Carl Fonoimoana berichtet in dieser Ausgabe von dem großen Glauben seines Großvaters, Opapo, dessen Porträt aus dem Familienalbum auf dem Umschlag zu sehen ist. Außerdem sind verschiedene Szenen aus Sauniatu, einer Mormonensiedlung in Westsamoa abgebildet, die er 1904 mit gründen half. (Siehe *Der Stern,* Januar 1978.) – Photos von Brian Kelly

